

U N G A R N – J A H R B U C H

Zeitschrift für interdisziplinäre Hungarologie

Herausgegeben von

ZSOLT K. LENGYEL

In Verbindung mit

Gabriel ADRIÁNYI (Bonn), Joachim BAHLCKE (Stuttgart)
Gyula BORBÁNDI (Budapest), János BUZA (Budapest)
Holger FISCHER (Hamburg), Lajos GECSÉNYI (Budapest)
Horst GLASSL (München), Ralf Thomas GÖLLNER (Regensburg)
Tuomo LAHDELMA (Jyväskylä), István MONOK (Budapest)
Joachim von PUTTKAMER (Jena), Harald ROTH (Potsdam)
Andrea SEIDLER (Wien), Gábor UJVÁRY (Budapest)
András VIZKELETY (Budapest)

Band 31
Jahrgang 2011–2013



Verlag Ungarisches Institut
Regensburg 2014

Ungarn-Jahrbuch
Zeitschrift für interdisziplinäre Hungarologie

Redaktion
Zsolt K. Lengyel
mit Krisztina Busa, Ralf Thomas Göllner, Mihai Márton, Adalbert Toth



Der Druck wurde vom ungarischen Nationalen Kulturfonds
(Nemzeti Kulturális Alap, Budapest) gefördert

Redaktion, Verlag: Ungarisches Institut an der Universität Regensburg, Landshuter Straße 4, D-93047 Regensburg, Telefon: [0049] (0941) 943 5440, Telefax: [0049] (0941) 943 5441, uim@ungarisches-institut.de, <http://www.ungarisches-institut.de>.

Beiträge: Die Autorinnen und Autoren werden gebeten, ihre Texte weitzeilig und ohne Formatierungen zu setzen und mit den eventuellen Beilagen sowohl im Papierausdruck als auch elektronisch einzusenden. Publikationsangebote, welche die Kriterien einer Erstveröffentlichung erfüllen, sind willkommen. Für unverlangt zugegangene Schriften und Rezensionsexemplare wird keinerlei Gewähr übernommen. Die zur Veröffentlichung angenommenen Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Herausgeber und Redaktion wieder. Für ihren Inhalt sind die jeweiligen Verfasser verantwortlich. Größere Kürzungen und Bearbeitungen der Texte erfolgen nach Absprache mit den Autorinnen und Autoren.

Bezugsbedingungen: Der umsatzsteuerfreie Jahresabonnementspreis ist der jeweilige Bandpreis (z. Zt. EUR 45,-/SFr 100,-), zuzüglich Porto- und Versandkosten. Ein Abonnement verlängert sich, wenn es nicht drei Monate vor Ablauf des Kalenderjahres beim Verlag gekündigt wird. Bestellungen zur Fortsetzung oder von früheren Jahrgängen nehmen der Buchhandel oder der Verlag entgegen.

Bibliographische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über
<http://dnb.ddb.de> abrufbar

© Ungarisches Institut München e. V. 2014

Das Werk einschließlich aller Abbildungen ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne
Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für
Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung
und Bearbeitung in elektronischen Systemen



Satz: Ungarisches Institut an der Universität Regensburg
Druck und Bindung: AZ Druck und Datentechnik GmbH, Kempten
ISBN 978-3-929906-67-7 (Buchnummer) · ISSN 0082-755X (Zeitschriftennummer)

BESPRECHUNGEN

Allgemeines und Übergreifendes

Geschichte Südosteuropas. Vom frühen Mittelalter bis zur Gegenwart. Für das Südost-Institut in Regensburg und für das Institut für Osteuropäische Geschichte der Universität Wien herausgegeben von CLEWING, KONRAD – SCHMITT, JENS OLIVER. Redaktion KREUTER, PETER MARIO. Regensburg: Pustet 2011. XL, 839 S. 16 farb. u. 16 sch/w Kt. ISBN 978-3-7917-2368-6.

Im Jahre 1950 veröffentlichte Georg Stadtmüller seine „Geschichte Südosteuropas“, erst wenige Jahre, nachdem die deutsche Südostforschung unter dem politischen Einfluss des Nationalsozialismus gestanden hatte, was sich personell in der bis heute umstrittenen Person von Fritz Valjavec manifestierte. Gleichzeitig wurde in der Zeit von Stadtmüller durch den Kalten Krieg eine nationenübergreifende Geschichtsforschung behindert. In Ungarn beispielsweise hatte die Byzantinistik Hochkonjunktur, weil sie sich mit den Beziehungen nach Osten befasste und den verhassten Westen völlig ausklammerte. Bis zum Zusammenbruch des kommunistischen Staatensystems wurde beispielsweise die 1940 (!) in deutscher Übersetzung erschienene „Geschichte des ungarischen Mittelalters“ von Bálint Hóman durchweg als einzige Autorität in der ungarischen und der deutsch-ungarischen Geschichte betrachtet.

Über 20 Jahre nach Ende der europäischen Teilung erscheint hier somit mit dem vorliegenden Band erstmalig in der Wissenschaftsgeschichte eine Geschichte Südosteuropas, in der sich die Forschungsergebnisse von Fachkollegen widerspiegeln, die – ebenso erstmalig in der Wissenschaftsgeschichte – ohne politische Vorgaben forschen können. Dennoch drängt sich beim ersten Lesen des Buchtitels zuallererst die Frage auf, ob es überhaupt möglich ist, die Geschichte Südosteuropas adäquat in einem einzigen Band darzustellen, auch wenn er über 800 Seiten umfasst. Diese Frage soll hier beantwortet werden.

Das Werk ist ein Gemeinschaftsprojekt von 14 hochkarätigen Wissenschaftlern. Das Autorenverzeichnis offenbart, dass mit den Autoren auch die wichtigsten Institute und Lehrstühle der deutschsprachigen Südost- und Osteuropaforschung vertreten sind. Einzelne Autoren hier hervorzuheben verbietet sich daher, da die Auswahl nur willkürlich sein könnte. Genannt sollen hier deshalb nur die Wissenschaftler, die aus dem nicht deutschsprachigen Wissenschaftsraum kommen: die Assistenzprofessoren Beatrix A. Romhányi von der Calvinistischen Károli-Gáspár-Universität in Budapest (Mitautorin des Kapitels zum Hochmittelalter) und Wim van Meurs von der Radboud-Universität Nimwegen (Autor des letzten Kapitels zur jüngsten Zeit seit 1989).

Die Herausgeber dieses Bandes legen im einleitenden Kapitel dar, dass das Werk nicht nur für die engere Zielgruppe der Fachhistoriker der eigenen Disziplin geschrieben ist, sondern sich an ein breiteres Publikum richtet. Daher wurde auf einen kritischen Fußnotenapparat verzichtet und wurden die kapitelbezogenen Literaturangaben auf ein Mindestmaß beschränkt, was man als Fachkollege allerdings innerlich beklagen muss. Diese befinden sich jeweils am Ende eines Kapitels.

Um eine bessere Orientierung im Gang durch die Geschichte des Raumes vom Frühmittelalter bis in die Gegenwart zu gewährleisten, gibt es insgesamt fünf Querschnitte, die mit konventionellen Epochengrenzen der Geschichte zusammenfallen. Auf knappem Raum (bis zu vier Seiten) werden die wichtigsten Entwicklungen der darauf folgenden Kapitel skizziert. Zusätzlich wurde eine Reihe von kurzen Längsschnitten eingefügt, die sich unter anderem mit der historischen Demographie, der Kirchen- und Rechtsgeschichte oder dem Verkehr und Handel befassen. Sowohl Quer- als auch Längsschnitte bieten zu den einzelnen Epochen sehr komprimierte, einführende Informationen. Für das breitere Leserpublikum, das sich nicht wissenschaftlich mit Geschichte beschäftigt, wäre eine etwas breitere Darstellung an diesen Punkten wünschenswert gewesen.

Die Darstellung erfolgt nach Epochen für die Zeit vom Frühmittelalter bis 1800. Die verbleibenden beiden Jahrhunderte sind thematisch gegliedert. Innerhalb der einzelnen Kapitel wird nicht die Geschichte der einzelnen Nationen Südosteuropas in den Vordergrund gestellt. Angesichts von anderthalb Jahrtausenden wechselnder Staatsbildungen würde eine solche Aneinanderreihung nicht sinnvoll sein. Da der Band die Geschichte des Raumes Südosteuropa als Ganzes darstellen will, stehen folgerichtig die einzelnen Regionen im Fokus.

Es gibt kaum andere Forschungsdisziplinen der Geschichte, die so stark den politischen Ereignissen und gesellschaftlichen Strömungen unterworfen gewesen sind wie die Geschichte des östlichen Europas. Nicht nur deshalb ist die Definition des Begriffs Südosteuropa seit dem 19. Jahrhundert immer wieder Gegenstand des wissenschaftlichen Diskurses gewesen. In jüngerer Zeit hat auch die Entwicklung einiger Staaten, die ihr ostmitteleuropäisches Erbe stärker in den Vordergrund rücken, zu Schnittmengen geführt. Die Herausgeber haben dieser Problematik im ersten Kapitel daher einen eigenen wissenschaftsgeschichtlichen Abschnitt gewidmet.

Für die Darstellung des Untersuchungsraums ist in diesem Band ein sehr weiter Südosteuropa-Begriff angelegt worden. Gleichzeitig beschränken statische Grenzen nicht die Darstellungsweise. Vielmehr wird hier mit Übergangszonen zu umliegenden Regionen gearbeitet.

Es gibt immer wieder Publikationen mit zeitübergreifenden Dimensionen, in denen die einzelnen Epochen sehr ungleichmäßig dargestellt werden. Zumeist ist das Mittelalter betroffen, das häufig mit nur wenigen Seiten abgehandelt wird. In der vorliegenden Publikation sind erfreulicherweise die einzelnen Kapitel gleichwertig verteilt.

Der Band beinhaltet zweierlei Arten von Bibliographien: Eine kurze „Allgemeine Bibliographie“ im Anhang und Spezialbibliographien jeweils am Ende jedes der 14 Kapitel. Dabei sind nicht nur Publikationen in deutscher oder englischer Sprache berücksichtigt, sondern auch grundlegende Werke in südosteuropäischen Sprachen.

Die Aufgabe, die sich die Herausgeber gestellt haben – für einen größeren Leserkreis (so für Studierende, politische Entscheidungsträger, Diplomaten und Wissenschaftler der Nachbardisziplinen) einen Überblick auf dem neuesten Stand der Forschung vorzulegen – ist im vollsten Umfang erfüllt worden. Die einzelnen Kapitel der verschiedenen Autoren fügen sich ohne Brüche nahtlos aneinander.

Die Quer- und Längsschnitte bieten eine gute Orientierung und einen Mehrwert für den Leser, der sich nicht als Fachhistoriker mit den Themenbereichen beschäftigt. Und gerade deshalb hätten sie vielleicht noch ein bisschen umfangrei-

cher ausfallen können. Fachkollegen, die diesen Band zur Hand nehmen, werden womöglich Literaturangaben vermissen, zumal es für die fachkundigen Autoren ersten Ranges sehr leicht gewesen wäre, sie noch zu ergänzen. Für den schon genannten breiteren Leserkreis sind sie aber voll umfänglich. Zu einer noch besseren Übersichtlichkeit hätte auch – gerade für Nicht-Historiker – eine Gruppierung der Bibliographien nach Regionen beigetragen.

Wenn man diese „Geschichte Südosteuropas“ liest, fühlt man als Fachhistoriker einmal mehr das Desiderat eines *Handbuchs* zur südosteuropäischen Geschichte, das selbstverständlich dann aber nicht mehr in einem einzigen Band Platz finden könnte.

Jürgen K. Schmitt

Bamberg

Auf der Bühne Europas. Der tausendjährige Beitrag Ungarns zur Idee der Europäischen Gemeinschaft. Herausgegeben von MAROSI, ERNŐ. Budapest: Forschungsinstitut für Kunstgeschichte der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, Balassi Kiadó 2009. 364 S. Zahlr. farb. Abb., Kt. ISBN 978-963-506-809-8.

»Auf Europas Bühne spielten auch wir mit, und die unsere war nicht die geringste Rolle« (S. 10) – diese Worte des ungarischen Freiheitsdichters Sándor Petőfi (1823-1849) gaben dem äußerlich ansprechenden, aufwendig illustrierten Band über den „tausendjährigen Beitrag Ungarns zur Idee der Europäischen Gemeinschaft“ den Titel. Das Werk ist, wie es auf dem Buchumschlag heißt, einer im Jahr 1994 verfüigten »großzügigen und patriotischen Schenkung« von Dr. László Csontos an die Ungarische Akademie der Wissenschaften zu verdanken. Über die Zielsetzung des Werkes heißt es in der Einleitung genauer: »Die Wiedervereinigung [Europas], deren Sache, deren geistiger Vorbereitung Dr. László Csontos mit seinem Testament dienen wollte, ist inzwischen Wirklichkeit geworden. Ungarn ist seit 2004 Mitglied der Europäischen Union. Die Durchführung der von ihm gesetzten Aufgabe scheint aber – auch über die Pflicht der Pietät hinaus – dennoch nicht überflüssig zu sein, bedeutet doch der formale Beitritt erst den Beginn des Prozesses der geistigen Integration. Auch in Anbetracht des bestehenden Skeptizismus und Befremdens erübrigt sich diese Arbeit keineswegs.« (S. 9.) Das Werk ist zwar von prominenten Historikern und Kunsthistorikern Ungarns verfasst, wendet sich aber nicht an ein eigentliches Fachpublikum, sondern an einen breiteren Leserkreis – »Ungarn wie Ausländer«. (S. 9.) Betrachten wir den vorliegenden Beitrag zur politischen Bildung daher aus den Augen des »Ausländers«.

Auf den interessierten westeuropäischen Leser wirken Schlagworte wie »Zugehörigkeit zur westlichen Zivilisation« (S. 9), »Schicksalswenden« (S. 10) und »Kampf ums Überleben« (S. 10), die Rede von »unseren nationalen Traditionen« (S. 10) oder – mit Blick auf die europäische Gegenwart – von der »Sprache der feindlich gesinnten Intriganten« (S. 10), allesamt bereits in der knappen Einleitung von Ernő Marosi zu finden, eigentümlich atavistisch und antiquiert. Zum schwer nachvollziehbaren argumentativen Weg von der »Lage Ungarns in Europa« (S. 9) hin zu einer nicht näher umrissenen »Identität«, die auswärtige Beobachter offenbar nicht leicht zu verstehen scheinen, kommen die Schwierigkeiten der Übersetzung: »Zu dieser Identität zu stehen, war freilich ebenfalls eine historisch gegebene, aus der weiten europäischen Zivilisationstradition stammende Erscheinung, die wir später an ge-

eigneter Stelle, unter Erschließung ihrer Ursachen dem ungarischen und ausländischen Leser verständlich machen möchten.« (S. 10.)

Dagegen ist konzeptionell die gesamte Anlage des Sammelwerks, hat man erst einmal diese Einleitung verarbeitet, durchaus originell und überzeugend. Der Herausgeber teilte die vorzustellende tausendjährige Geschichte Ungarns in fünf größere, durch den Essay eines Historikers eingeleitete Abschnitte, denen dann kürzere Texte zu ausgewählten Kunstwerken folgen: zu Gemälden, Goldschmiedearbeiten, Altären, steinernen Zeugnissen, Siegeln, Karten, Titelblättern bedeutender Werke, Münzen, Holz- und Kupferstichen, später Photographien, Plakaten und modernen Kunstwerken. Im Anhang findet der Leser eine „Chronologie“ (S. 329-345) – von 895 (»Ungarische Landnahme«) bis zum 21. Dezember 2007 (»Ungarn wird zum vollberechtigten Mitglied der Schengener Zone. Die regelmäßigen Grenzkontrollen an den Grenzabschnitten zu Österreich, Slowenien und der Slowakei werden eingestellt«) – sowie eine Auswahlbibliographie zur Geschichte und Kunstgeschichte Ungarns. Hinzu kommen innerhalb des Sammelwerkes zwölf Landkarten (mit ungarischer, englischer und deutscher Legende, aber mehrheitlich nur ungarischen Ortsnamenformen) und ein eigenwilliges, weil völlig willkürlich zusammengestelltes „Verzeichnis der Ortsnamen“ (S. 361-362), in dem sich nicht einmal die schon im ersten Essay vorkommenden Zentralorte Prag, Gnesen und Quedlinburg wiederfinden.

Vorangestellt ist dem ersten, von László *Veszprémy* eingeführten Abschnitt „Die ersten Jahrhunderte (1000-1516)“ ein Text von Marosi über die heilige Krone Ungarns, »das zweifelsohne wertvollste Denkmal des tausendjährigen ungarischen Staates« (S. 13). Schon hier zeigt sich, dass sowohl die längeren Epochen- als auch die kürzeren Bildtexte den klassischen Mustern gelehrter Geschichtsschreibung folgen. Die Texte basieren auf einer soliden Quellenkritik, sind durchgängig problemorientiert verfasst und diskutieren Mythen- und Stereotypenbildung in der gebotenen Weise. So ist am Ende des informativen Beitrags von *Veszprémy* zu lesen: »Die Idee vom »Bollwerk des Christentums« ist zu einem tragenden Pfeiler des historischen und des Sendungsbewusstseins in Ungarn geworden, in dem bis zum Ende der hundertfünfzig Jahre dauernden türkischen Besetzung tatsächliche Verteidigungstraditionen und Werte in der Sprache der Politik formuliert wurden. Nach Zeugnis der Denkschrift von István Brodarics über die Schlacht bei Mohács betrachteten die Ungarn ihre eigene Geschichte bereits damals als eine Geschichte der ununterbrochenen Opfertaten im Schutz Europas gegenüber dem äußeren Feind, die sie »fünf Jahrhunderte lang um den Preis ihres eigenen Blutes und auf eigene Kosten vollbrachten.« (S. 36.)

Ganz ähnliche Eindrücke gewinnt man bei der Lektüre der nachfolgenden Essays von Géza *Pálffy* („Bollwerk und Speisekammer Mitteleuropas: 1526-1711“), János *Kalmár* („Unter den Schwingen des Doppeladlers“), András *Gergely* („Die Eingliederung einer Nation in Europa: 1790-1918“) und Ignác *Romsics* („Diskontinuität und Kontinuität in der Geschichte Ungarns im 20. Jahrhundert“) sowie der kürzeren Texte zu den einzelnen Kunstwerken – zum Titelblatt der ungarischen Übersetzung des Neuen Testaments (1541) von dem in Krakau und Wittenberg ausgebildeten Johannes Sylvester beispielsweise, dem Deckengemälde von Stephan Dorffmaister in St. Gotthard (*Szentgotthárd*) aus dem Jahr 1784, dem Ölgemälde von Mihály Munkácsy „Der Einzug der Magyaren“ aus den 1890er Jahren oder zu der Amateurfotographie zu den Ereignissen in Budapest im Jahr 1956. Gelegentlich hätte man sich ein besseres Lektorat gewünscht, um Formulierungen wie »Eintritt

in das Europahaus« (S. 9, statt: Eintritt in das Haus Europa) oder »Fremdenherrschaft« (statt: Fremdherrschaft) zu vermeiden, und auch die mitunter ermüdende Vielzahl von Nebensätzen, Aufzählungen und Parenthesen lenkt allzu oft von der eigentlichen Satzaussage ab. Insgesamt aber bietet das Sammelwerk, sieht man von der schlechten, weil wenig informativen und überdies missverständlichen Einleitung ab, einen nicht nur kenntnisreichen, sondern auch anregenden Einblick in die wechselvolle und nicht zuletzt deshalb so faszinierende Geschichte Ungarns.

Joachim Bahlcke

Stuttgart

BINDER, GERHARDT: *Historisch-Geographischer Atlas von Siebenbürgen (1733-1918)*. Heidelberg: Arbeitskreis für Siebenbürgische Landeskunde 2006. 64 S. 52 A3 farb. Kt. ISBN 3-929848-55-4.

Nach der Meinung der ‚Siebenbürgischen Zeitung‘ vom 31. August 2007¹ basiert der „Historisch-Geographische Atlas von Siebenbürgen (1733-1918)“ auf einem Konzept, wie es bisher für Siebenbürgen nicht gegeben habe. Es vermindert die Verdienste des Verfassers nicht, wenn die bahnbrechende Arbeit von Ernst Wagner² nicht unerwähnt bleibt. Der Atlas von Gerhardt Binder, das Ergebnis einer 25jährigen akribischen kartographischen Arbeit, verdient alle Ehrfurcht seitens der Historiker, die aber gewohntermaßen kritisch eingestellt sind und nach Schönheitsfehlern jagen. Dieser *Krankheit* entsprechend finde ich den Titel des Werkes ein wenig irreführend. Die Kartensammlung, die hauptsächlich auf der Grundlage der österreichisch-ungarischen Landesaufnahme hergestellt wurde, betrifft das 19. und 20. Jahrhundert, während das Jahr 1733 aus dem Titel eine andere Bedeutung hat, da es sich auf die Entscheidung des Monarchen bezieht, drei Komitate und ein Distrikt der *Partes regni Hungariae* bis 1860 an Siebenbürgen anzugliedern. Die administrative Einteilungskarte (1733-1851) ist auch etwas irreführend, weil Joseph II. das ganze Land in Komitate umorganisierte (1784-1790), und 1850 es eine provisorische Einteilung gab, die im folgenden Jahr für drei Jahre verändert wurde.

Die 15 topographischen Übersichtskarten (1:250.000) erlauben uns eine imaginäre Nostalgiereise um 1910. Das System der damaligen Verkehrswege ist gut zu erkennen. Im Allgemeinen stehen die ungarischen Ortsnamen an erster Stelle, weil sie sich seit 1918 nicht verändert haben, während ein Teil der rumänischen Ortsnamen immer wieder ausgetauscht worden ist. Nach der Meinung des Verfassers bedeutet diese Prozedur eine Identifizierungshilfe, aber sie gibt dem ganzen Unterfangen einen anachronistischen Charakter. Zum Beispiel ist *Marosvécs* heute *Brâncovenesti*, in der Zwischenkriegszeit war der Ortsname *leciu*. Da es dort ein schönes Castellum gibt, gab man der Ortschaft einen historisch gut klingenden Ortsnamen, der sowohl dem *genius loci* als auch den entsprechenden Falsifizierungsmethoden der Geschichte entspricht. Der Verfasser konnte nicht immer konsequent sein. Man findet nicht das heutige *Sarmisegetuza*, anstatt dieses Ortsnamens sind *Várhely* und *Grădiște* zu lesen, die man heute kaum gebraucht, und auch

¹ <http://www.siebenbuerger.de/zeitung/artikel/suche/binder-gerhardt-atlas> (6. Dezember 2013).

² Ernst Wagner: *Historisch-statistisches Ortsnamenbuch für Siebenbürgen*. Köln/Wien 1977.

der deutsche Ortsname fehlt: *Burgort*. *Săliște* wird nur auf Rumänisch erwähnt, obwohl für Kenner der ungarischen Literatur dieser rumänische Ort ein Erinnerungsort ist, seit Kálmán Mikszáth seine Novelle „Die Frauen von Szelistye“ 1901 veröffentlichte. Ferner hat dieser Ort auch einen deutschen Namen: *Großdorf*. Diese sind wohlgemerkt Schönheitsfehler, aber solche zu entdecken, gehört zur imaginären Reise, zu der die Karten einladen.

Das Kernstück des Atlas besteht aus 15 wunderbaren Gemarkungsgrenzenkarten (1:250.000), die mit Höhenlinien, farbigen Höhenschichten, Gewässernetz, Gradnetz mit Kennziffern, Ortsumrissen, Straßen, Gewässernetz, normalspurigen Eisenbahnlinien sowie zwei- beziehungsweise dreisprachigen Ortschaften beschriftet sind. Die Rekonstruktionsarbeit der Gemarkungsgrenzen der Karten erlaubt es dem Verfasser, aufgrund der Volkszählung von 1850 ethnische Karten neuer Art zu zeichnen. Im Allgemeinen erstellt man vielfarbige Karten, die den Anteil der verschiedenen Nationalitäten illustrieren und dadurch ein gewisses Gefühl der ethnischen Rivalität erwecken. Man kann die Betrachter auch mit den Farben manipulieren, da die rote Farbe die anderen unterdrückt. Eine Lösung, die dem Geist der siebenbürgisch-sächsischen Nationalhymne entspricht, die aus der Feder des preußischen Dichters Leopold Max Moltke stammt, war die gesonderte Vorstellung des Anteils der drei Nationalitäten. So wurden auch die drei Karten mit dem jeweiligen Anteil der deutschen Bevölkerung (in Prozent), dem Anteil der ungarischen Bevölkerung (in Prozent) sowie dem Anteil der rumänischen Bevölkerung (in Prozent) im Jahre 1850 gestaltet, wobei sie die Wirklichkeit des Zusammenlebens illustrieren, ohne Rivalitätsgefühle zu erwecken. Diese Karten haben den Maßstab 1:1.000.000, so wie diejenigen, welche die Bevölkerungsdichte 1850 und 1910 rekonstruieren und damit die durch Industrialisierung und Urbanisierung verursachten Wandel veranschaulichen. Die Diözesankarten der verschiedenen Kirchen im Jahre 1910 kennzeichnen die ungefähre Anzahl der Konfessionen. Die Karten zur Verbreitung der Angehörigen der israelitischen Religionsgemeinschaft im Jahre 1850 und 1910 illustrieren auch den sozialen Wandel der Modernität.

Leider fehlt in der Bibliographie das fünfbandige Werk von Árpád E. Varga, das im Internet in verbesserter und vermehrter Fassung zugänglich ist.³

Dieser Atlas ist ein Aufruf zur nationalen Toleranz und auch damit ein großes Ereignis in der Erforschung der Geschichte Siebenbürgens.

Ambrus Miskolczy

Budapest

SEEWANN, GERHARD: *Geschichte der Deutschen in Ungarn. I: Vom Frühmittelalter bis 1860; II: 1860 bis 2006*. Marburg: Herder-Institut 2012. XVI, 540 S. 4 Kt. ISBN 978-3-87969-373-3; VIII, 654 S. ISBN 978-3-87969-374-0 = Studien zur Ostmitteleuropaforschung 24/I-II.

Der Leser hält zwei lückenfüllende Bände in der Hand. Der Verfasser, Universitätsprofessor Gerhard Seewann (Graz, 1944) ist einer der bekanntesten Forscher der Geschichte der Deutschen in Ungarn sowohl im ungarischen als auch im internationalen Maßstab. Neben seinem Studium in Graz (1963-1971) arbeitete er als Archi-

³ Árpád E. Varga: Erdély etnikai és felekezeti statisztikája 1850-1992. Csíkszereda 1998-2002. <http://www.kia.hu/konyvtar/erdely/nepes.htm#erdkepek> (6. Dezember 2013).

var, später als wissenschaftlicher Mitarbeiter im Sonderforschungsbereich Südosteuropa der Ludwig-Maximilians-Universität München. Von 1980 an war er 27 Jahre lang wissenschaftlicher Mitarbeiter im Südost-Institut München. Seit 2007 hat er an der Universität Fünfkirchen (*Pécs*) die Funktion des Leiters des Stiftungslehrstuhls für deutsche Geschichte und Kultur im südöstlichen Europa inne.

Die beiden Bände sind das Ergebnis von vier Jahrzehnten wissenschaftlicher Forschung über die Geschichte der seit der ungarischen Staatsgründung im Lande lebenden Deutschen. Jahrhundertlang lebten die angeschlossenen und angesiedelten Nationalitäten innerhalb der ungarischen Nation zusammen mit den Ungarn, die das Rückgrat der Bevölkerung bilden. Es gab Gruppen, die sich assimilierten, im ungarischen Volk aufgingen, und es gab auch solche, die ihre Identität bis heute bewahrten und dadurch die Mutternation bereicherten. Die Ungarn sind – mangels naher Verwandter – eine Nation, die Angehörige fremder Völker aufnimmt. Allerdings kam es leider auch vor, dass die Fremden, die sich in Ungarn niedergelassen und eine Heimat gefunden hatten, als Feinde verfolgt wurden.

Der erste Band umfasst 540 Seiten und begleitet die Geschichte der Deutschen in Ungarn vom Frühmittelalter bis 1860. Von den zwölf Kapiteln sind die ersten acht auf 341 Seiten eine historische Beschreibung, mit insgesamt 1030 Fußnoten. Im Durchschnitt ergänzen drei Fußnoten je Seite unsere Kenntnisse beziehungsweise bestätigen die Feststellungen des Autors und zitieren die Fachliteratur. Dieses reiche wissenschaftliche Arsenal hilft dem Leser bei der Nutzung des Buches.

Seewann fasst in der Einleitung seine Ziele, die Grenzen des Themas, den gegenwärtigen Stand der Forschung und die Methoden der Aufarbeitung zusammen. Kapitel II behandelt das Mittelalter. Der Verfasser macht uns mit der Entwicklung der ungarisch-deutschen Beziehungen im frühen und blühenden Mittelalter bekannt. Kapitel III verfolgt die Geschichte der in Ungarn lebenden Deutschen von Mohács bis zum Ende der Türkenzeit. Am Ende des Mittelalters taucht in Ungarn gleichzeitig mit der Krise des Katholizismus und der Verbreitung der Reformation auch die Türkengefahr auf. Entsprechend ihrer Bedeutung behandelt Seewann in einem selbständigen Kapitel die vom Ende der Türken- und Kuruzenkriege beginnende Periode, die er »das Jahrhundert der Ansiedlung« nennt. Für den Mangel an Einwohner und Arbeitskräfte, der nach der Türkenherrschaft und den fast ununterbrochenen Kriegszuständen entstand, konnte man in der Tat durch planmäßige Ansiedlungen Abhilfe schaffen. Am Ende des Kapitels analysiert Seewann in einem selbständigen Teil die Verhältnisse in den Kirchen und Religionen im 18. Jahrhundert in Bezug auf die deutsche Nationalität. Kapitel V befasst sich mit der Entstehung der nationalen Bewegungen im Vielvölkerstaat, im Königreich Ungarn. Anschließend wird die Haltung der Nationalitäten, unter ihnen der Deutschen, und ihre Beharrlichkeit während der Revolution und des Freiheitskampfes 1848/1849 geschildert. Im Kapitel VII untersucht Seewann die Nationalitätenpolitik des Neoabsolutismus der Habsburger. Das nächste Kapitel gibt einen kurzen Einblick in die gesellschaftliche Struktur der Deutschen.

Kapitel IX beinhaltet eine Quellensammlung aus bedeutenden einschlägigen Dokumenten. Hier finden wir 36 anderswo schon publizierte Quellen. Seewann führt in jedem Fall den Fundort an und versieht die Dokumente – wenn erforderlich – mit Fußnoten. Dieses Kapitel bildet einen unbedingt nützlichen Bestandteil des Handbuchs. Die mit dem historisch-beschreibenden Teil zusammenhängen Quellen ist auch im Unterricht zu verwenden. Zugleich wäre es wohl richtiger ge-

wesen, bisher nicht publizierte Dokumente – entsprechend den Regeln der modernen Quelleneditionen redigiert – für den Band auszuwählen.

Das gesamte, äußerst reichhaltige Quellenverzeichnis im Umfang von zwölf Seiten, das Literaturverzeichnis mit annähernd 1700 Daten auf über 100 Seiten sowie die Register (Ortsnamen, die gesonderte Ortsnamenkonkordanz und das Namensverzeichnis) erhöhen weiter den Wert des Bandes. Bedauerlicherweise bringt der Verfasser am Ende des Bandes lediglich Karten mit geringem Inhalt. Thema und Anspruch des Handbuches hätten nach mehr und detaillierteren Karten verlangt.

Der zweite Band ist dem Zeitraum von 1860 bis 2006 gewidmet. Die kaum 150 Jahre übersteigen den Umfang des ersten Bandes um mehr als 100 Seiten, nehmen also 654 Seiten ein. Die Struktur gleicht jener des ersten Bandes, so wird das zweibändige Hand-/Lehrbuch einheitlich. Es besteht aus neun Kapiteln, die ersten sechs bilden den historisch-beschreibenden Teil auf 415 Seiten mit 1145 Anmerkungen.

In der Einleitung stellt der Verfasser kurz Ungarn dar, das im 19. Jahrhundert zu einem Nationalstaat wurde, danach fasst er die Geschichte des ungarischen Nationalstaates vom österreichisch-ungarischen Ausgleich 1867 bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges zusammen. Mit diesem Zeitabschnitt befasst sich Seewann ausführlich, er widmet ihm annähernd 150 Seiten. Er geht auf das politische System im Dualismus und die Entwicklung des parlamentarischen und des Wahlrechtes ein. Es werden die Unterrichtsverhältnisse, die Schulstruktur, die Rechtsvorschriften, die Regulierung der Unterrichtssprache und die Auswirkungen all dessen analysiert. Im dritten Kapitel setzt sich der Verfasser weiter mit der Ära des Dualismus auseinander, wobei er ausschließlich auf die Geschichte der Deutschen fokussiert. Untersucht werden ferner die traditionelle deutsche Siedlungsstruktur, die Fluktuation der Bevölkerung, die Migration. Ein wichtiges Kapitel des Bandes bildet die Analyse der Geschichte der Deutschen in Ungarn und die der Nationalitätenpolitik in der Zeit von 1868 bis 1914. Am Ende des dritten Kapitels fügt Seewann mit dem 15. Jahrhundert beginnend die Zusammenfassung der Geschichte der Siebenbürger Sachsen ein. Im Kapitel IV beschäftigt er sich mit der Periode zwischen den beiden Weltkriegen, dem Zeitalter der »politischen Mobilisierung«. Erster Weltkrieg, Räterepublik und ihre Auswirkungen – die Folgen des Friedensvertrages von Trianon 1920 sind bekannt. Jeder vierte Ungar wurde zu einem Minderheitsdasein gezwungen; Ungarns Territorium wurde um zwei Drittel kleiner; das Land verlor 58 Prozent seiner Bevölkerung; zugleich befanden sich in Trianon-Ungarn mit seinen 7,6 Millionen Einwohnern 11,6 Prozent nationale Minderheiten, unter ihnen waren die meisten – 552.000 – Deutsche. Der Friedensvertrag von Trianon legte die Eckpunkte der ungarischen Innen- und Außenpolitik in der Zwischenkriegszeit fest. Die schwierigste Periode der Deutschen in Ungarn, ihre Vertreibung aus ihrem erwählten Vaterland, bearbeitet Seewann in einem selbständigen Kapitel. Das letzte beschreibende Kapitel des Bandes behandelt die 40 Jahre des Sozialismus.

Ähnlich dem ersten Band wird das Stammmaterial im Kapitel VII durch die Publikation von 23 Quellen auf fast 100 Seiten begleitet. Das Verzeichnis der verwendeten Quellen macht einen Umfang von zwölf Seiten aus, während das Literaturverzeichnis (mit 18 fachliterarischen Angaben je Seite) über 100 Seiten beträgt. Ich konnte nicht recht entscheiden, ob es für den Leser eine Hilfe oder eher ein Hindernis ist, dass das Quellen- und Literaturverzeichnis im ersten Band mit den Angaben der Dokumente und der Bibliographie im zweiten Band völlig übereinstim-

men. Nach meinem Gefühl wäre es glücklicher gewesen, die Verzeichnisse und Register der Thematik des jeweiligen Bandes anzupassen.

Beim Lesen der beiden Bände ließ mich das Gefühl nicht los, dass der Verfasser stellenweise seine früheren Arbeiten und Studien überarbeitete und in einem Buch zusammenstellte. Das wäre an sich kein Problem, denn ein Lebenswerk baut sich auf diese Weise auf. Dennoch spürt man mitunter sehr stark die Zufälligkeit, wodurch die Einheit des Bandes beeinträchtigt wird. Es gibt Abschnitte, die im Vergleich zu anderen Kapiteln und Themen gründlicher ausgearbeitet sind. Es scheint, als ob die Bände sehr schnell herausgebracht werden mussten (vielleicht auf Drängen des Verlags oder wegen der Abrechnung von Projektmitteln), wodurch das Werk als unvollendet wirkt. All das bezieht sich weniger auf den Inhalt, sondern vielmehr auf die redaktionelle Arbeit. Mit einem geringen Zeitaufwand hätte man die weniger kohärenten Teile besser aufeinander abstimmen können. Man hätte eine aussagekräftigere Quellensammlung zusammenstellen und quellenkritisch publizieren sowie die Bände mit detaillierteren Karten und Statistiken (plausiblen Diagrammen) ausstatten können.

Trotz meiner kritischen Bemerkungen halte ich die Arbeit von Gerhard Seewann für eine wichtige Publikation, die all jene Kenntnisse beinhaltet, die man über die Deutschen in Ungarn wissen muss, die wissenswert sind. Sie ist ein maßgebliches Handbuch für Forscher, ebenso für Studierende, die sich mit der Thematik auf hohem Niveau vertraut machen wollen. Deshalb wäre die Übersetzung ins Ungarische und die Herausgabe ein verdienstvolles Unterfangen. Ein Lob gebührt dem Verlag des Herder-Instituts, weil er die beiden umfangreichen Bände in seine Reihe eingefügt hat und den Lesern in anspruchsvoller Ausführung präsentiert.

Csaba Szabó

Wien

ROTH, HARALD: *Kronstadt in Siebenbürgen. Eine kleine Stadtgeschichte*. Wien/Köln/Weimar: Böhlau 2010. 245 S. 25 farb., 17 sch/w Abb. 16 Taf. ISBN 978-3-412-20602-4.

Die 775-Jahrfeier der ersten urkundlichen Erwähnung der Stadt Kronstadt (rumänisch *Braşov*, ungarisch *Brassó*) im Jahre 2010 und die Erinnerung an die Ersterwähnung des alten „Kronstädter Distrikts“ waren für Roth der Anlass, nach Hermannstadt (Sibiu, 2006) und Fünfkirchen (*Pécs*, zusammen mit Konrad Gündisch, 2010) in gekonnter Weise die Geschichte einer weiteren Stadt des europäischen Südostens darzustellen. Dies erfolgt wesentlich auf der Grundlage der siebenbürgisch-sächsischen Forschung, deren Perspektive die chronologisch angelegte Darstellung dominiert, ohne dass Gruppen mit anderer sprachlichen und ethnischen Kultur ignoriert würden. Die Ereignisse und Entwicklungen von der Entstehung bis 1241, den Aufstieg nach dem Mongolensturm des Jahres 1241 und den späteren Entwicklungsprozess verfolgt er bis zum großen Stadtprivileg des Jahres 1353 und zur Bestätigung des unter Führung Kronstadts »freien Verbandes der vierzehn sächsischen Orte des Burzenlandes« durch König Ludwig I. im November 1377. Unruhen um die kirchliche Vorherrschaft und »Türkennot« begleiteten den Weg der damals reichen Handelsstadt zur »Vollendung der städtischen Autonomie« durch König Matthias I. Corvinus 1490, die jedoch nach der Schlacht bei Mohács durch moldauische und osmanische Einfälle und den Konflikt zwischen dem Habsburger Ferdinand I. und Johann I. Szapolyai bald wieder gefährdet wurde. Im Fürstentum Sie-

benbürgen wurde Kronstadt 1530 bis 1688 »eine verlässliche Stütze der Sächsischen Nation« (S. 100), eine »Stätte des Humanismus« und der Reformation, aber immer wieder auch ein Opfer der häufigen militärischen Auseinandersetzungen.

Die Habsburgerzeit (1689-1918) charakterisiert Roth als „Zerstörung und Peripherie“ (S. 159-203) mit langwierigem Wiederaufbau, der „Neubesinnung“ im Biedermeier und dem wirtschaftlichem Wiederaufstieg der „Stadt der drei Völker“ (S. 188-199). Der Erste Weltkrieg mit der „Rumänenzeit“ beschließt dieses aus der Perspektive der Moderne zu kurz geratene Kapitel. Das gilt noch mehr für das Schlusskapitel „Im geographischen Zentrum: Kronstadt in Rumänien (seit 1918)“, das mit 26 Seiten viel zu kurz ausfällt, wovon Roth noch der neuen „Kronstädter Freiheit“ seit den Sozialkonflikten gegen Ende der 1980er Jahre fünfeinhalb Druckseiten vorbehält.

Harald Roth hat eine gut lesbare populäre Stadtgeschichte verfasst, wie sie nach dem Forschungsstand möglich ist. Schwarzweiß-Abbildungen im Text und acht Farbseiten zwischen S. 224-225 illustrieren den Text ansprechend. Eine knappe Literaturauswahl und ein Register der Personen- und Ortsnamen runden die Übersichtsdarstellung ab.

Wolfgang Kessler

Viersen

Kronstadt und das Burzenland. Beiträge von Studium Transylvanicum zur Geschichte und Kultur Siebenbürgens. Herausgegeben von HEIGL, BERNHARD – ŞINDILARIU, THOMAS. Kronstadt: aldus; Heidelberg: Arbeitskreis für Siebenbürgische Landeskunde 2011. 296 S. Zahrl. farb. u. sch/w Abb., Kt. Tab. ISBN 978-973-7822-66-6 (aldus); 978-3-929848-91-5 (AKSL) = Veröffentlichungen von Studium Transylvanicum.

Der Band vereinigt die Vorträge der letzten drei Siebenbürgischen Internationalen Akademiewochen und konzentriert sich aus Anlass der Jubiläen der Region auf Kronstadt und das Burzenland: 800 Jahre seit der Berufung des Deutschen Ordens ins Burzenland (2011) und 775 Jahre seit der ersten urkundlichen Erwähnung von *Corona*, also Kronstadt (*Braşov, Brassó*, 2010). Im Einklang mit dem allgemeinen Ziel von Studium Transylvanicum werden aktuelle Forschungsergebnisse zu Siebenbürgen einer interessierten Öffentlichkeit zugänglich gemacht, wobei Siebenbürgen als größere Region den dritten thematischen Schwerpunkt des Studium Transylvanicum darstellt.

Die Struktur des Buches erleichtert die Übersicht über die Fülle der Studien, indem sie die Perspektive von der lokalen Ebene ausgehend stufenweise ausweitet. Die zum Teil zeitlich weit auseinander liegenden Studien sind innerhalb der drei thematischen Einheiten Kronstadt, Burzenland, Siebenbürgen chronologisch geordnet.

Die erste Einheit spannt den thematischen Bogen von konfessionellen Fragen im Kronstadt des 18. Jahrhunderts bis hin zum heutigen Tourismus in der Schwarzen Kirche. In der ersten Studie von Silvia *Popa* werden die Auswirkungen der konfessionellen »unsichtbaren Grenze« in der Stadt im 18. Jahrhundert im politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Bereich geschildert, wobei der Alltag einbezogen wird. Mit Fragen der Verwaltung im 19. Jahrhundert setzt sich der einzige Aufsatz auseinander, der nicht für die Akademiewoche entstand und dessen Verfasser der Stadtarchivar (1851-1924) Friedrich *Stenner* war.

Dem rumänischen Milieu von Kronstadt widmen sich zwei Arbeiten. Die Untersuchung von Flavius *Ardelean* schildert den Modernisierungsprozess der Kronstädter Rumänen am Ende des 19. Jahrhunderts, während Florian *Kührer* eine interessante Fallstudie vorlegt, die am Beispiel einer Straße den »Rhythmus« und die Integrationsstrategie der rumänischen Regierung im 20. Jahrhundert veranschaulicht.

Die ausführlichste und detailreichste Untersuchung von Dionisie *Arion* behandelt den sächsischen Machtkampf am Anfang der 1930er Jahre und belegt den direkten Einfluss der innersächsischen politischen Kämpfe auf das kirchliche Terrain. Die lokalgeschichtlichen Ereignisse in der Honterus-Gemeinde werden vor dem Hintergrund der nationalsozialistischen Ideologie kontextualisiert. In die Gegenwart der Stadt führen die Aufsätze von Friederike *Mönninghoff*, die subjektive Revolutionserlebnisse skizziert, sowie jener von Petra Antonia *Sârb*, die die Schwarze Kirche aus der Perspektive einer Fremdenführerin präsentiert, wobei sie die mangelhaften Geschichtskennntnisse der Besucher unterstreicht.

Analog zum ersten Teil setzt sich die zweite Einheit des Buches auch mit einer kirchlichen Problematik auseinander. Martin *Armgar*t behandelt die Burzenländer Kirchengeschichte von der Ankunft des Deutschen Ordens über die Entstehung der eigenen Landeskirche bis hin zur Umbruchzeit nach 1600 sowie der späteren Integration in der Gesamtkirche als Sonderfall. Timo *Hagen* untersucht als erster wissenschaftlich das Studentendenkmal in Marienburg als Entwurf siebenbürgisch-sächsischer Identität am Vorabend des Ersten Weltkrieges. Ausgehend von der Schilderung der geschichtlichen Ereignisse durch die genaue Inventarisierung der Quellen werden mögliche Deutungspotentiale analysiert. Die letzte Studie dieses Blocks von Thomas *Şindilariu* stellt die Persönlichkeit von Erich Jekelius und seine Tätigkeit im Burzenländer Sächsischen Museum vor.

Ein zweiter Aufsatz von Thomas *Şindilariu* eröffnet die dritte thematische Einheit des Buches und geht der Geschichte der sächsischen Farben Blau und Rot nach. Zsófia *Szirtes* behandelt die Frage nach dem Bild des Rákóczi-Freiheitskrieges in den siebenbürgisch-sächsischen Sagen. Die Rivalität der zwei sächsischen Zentren Kronstadt und Hermannstadt in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts steht im Mittelpunkt der Untersuchung von Stéphanie *Danneberg*, die dem Wahrheitsgehalt der bekannten Stereotypen nachgeht und sich den wichtigsten Rivalitätsbereichen Politik, Wirtschaft, Religion und Kultur zuwendet. In den Bereich der bildenden Kunst führt der Aufsatz von Petronela *Soltész* über das Motiv der Chimäre im Spätwerk von Dimitrie Paciureas, der thematisch allerdings sehr isoliert erscheint. Die letzten zwei Studien von Friederike *Mönninghoff* und Julia *Bruckbauer* fokussieren die unmittelbare Gegenwart. Die Frage nach der doppelten Heimat der Siebenbürger Sachsen ist aufgrund von Interviews gestellt, während die szeklerische Identität aus der Außenperspektive betrachtet wird.

Die Vielfalt der Themen, die stellenweise auch mit Bildmaterial veranschaulicht werden, und die anregenden Fragestellungen können ein breites Publikum ansprechen, während einige fesselnde Aufsätze dem Fachpublikum neue Erkenntnisse präsentieren.

Geteilt – Vereinigt. Beiträge zur Geschichte des Königreichs Ungarn in der Frühneuzeit (16.-18. Jh.). Herausgegeben von CSAPLÁR-DEGOVICS, KRISZTIÁN – FAZEKAS, ISTVÁN. Berlin: Osteuropa-Zentrum Verlag 2011. 398 S. 6 Abb. 7 Kt. 12 Tab. ISBN 978-3-940452-32-0. = Edition Ungarische Geschichte 1.

Der vorliegende Sammelband mit 13 Beiträgen zur Geschichte Ungarns in der Frühen Neuzeit eröffnet die Unterreihe „Studien“ innerhalb der am Osteuropa-Zentrum Berlin von Krisztián Csaplár-Degovics herausgegebenen „Edition Ungarische Geschichte“, die – so formuliert es einleitend der als Historiker an der Universität Budapest lehrende Herausgeber in seinen »Gedanken zu einer neuen Buchreihe« – ein »Forum des wissenschaftlichen Dialogs zwischen den Osteuropa-Historikern« sein will. Es sei wichtig, so ist in diesem Einführungstext weiter zu lesen, »die noch bestehenden Lücken in der Aufarbeitung der ungarischen Geschichte zu schließen und diese für das internationale Publikum aufzubereiten«. Ein solcher allgemeiner Vorspann hätte leicht Zustimmung gefunden, die weitere Argumentation für die Begründung der neuen Buchreihe dagegen provoziert eher eine gewisse Distanzierung; sie wäre zudem vor zwanzig Jahren angemessen und nachvollziehbar gewesen – in einer Zeit dagegen, in der freies Forschen ebenso selbstverständlich ist wie die Publikation aller Ergebnisse dieses freien Forschens mutet sie überholt und überzogen an.

»Am Anfang des 21. Jahrhunderts darf die Frage erlaubt sein, ob die Geschichtsschreibung einen Beitrag zur Befriedigung der kulturellen Bedürfnisse des Alltags leisten kann. Nimmt die Aufarbeitung der Historie überhaupt noch einen aktiven und gerechtfertigten Platz in Wissenschaft und Gesellschaft ein?« Natürlich lässt sich mit guten Argumenten über den Stellenwert von Geschichtsforschung und -schreibung und allgemein von Wissenschaft »in einer sich wandelnden Gesellschaft« reflektieren. Aber dieses Nachdenken speziell mit den »Nationen Osteuropas« in Verbindung zu bringen, die angeblich »verzweifelt nach der Stabilisierung ihrer Identität« suchten, ist denn doch in dieser Allgemeinheit zweifelhaft. »Im öffentlichen Leben wird dabei die Vergangenheit der eigenen Nation von »Möchtegernhistorikern« häufig nur verzerrt wiedergegeben und zum eigenen Vorteil verklärt. Die Geschichte wird zum Spielball der nationalen Innenpolitik – eine Teilschuld daran trägt auch die Historikerzunft.« So ehrenwert der Kerngedanke auch sein mag, als Historiker der Wahrheit und nichts als der Wahrheit verpflichtet zu sein, so naiv ist doch die Vorstellung, dieser Personenkreis sei in besonderer Weise gegen »Mythen«, »Feindbilder« und »Fiktionen« gewappnet und habe gleichsam einen gesellschaftspolitisch-nationalpädagogischen »Lehrauftrag, für die Bevölkerung«. Für die Bedeutung von Geschichte und Geschichtsschreibung im heutigen Ungarn ist der kurze einleitende Text höchst aufschlussreich – aber sicher in einer anderen Weise, als es der Herausgeber der neuen Buchreihe angestrebt hat.

Die Aufsatzsammlung selbst enthält durchweg seriöse, keinen gegenwartspolitischen Interessen verpflichtete Studien, die in ihrer großen Mehrheit vom hohen Niveau der ungarischen Frühneuzeitforschung zeugen. Über deren fachliche wie methodische Schwerpunkte informiert zu Beginn István Fazekas. Seine gedankenreichen Ausführungen, unter anderem über den institutionellen wie inhaltlichen Wandel der Geschichtswissenschaft nach 1956, den Verlauf einzelner Theoriedebatten in den 1960er, das allmähliche Aufkommen neuer »Vielfarbigkeit« in den 1980er Jahren und die grundlegenden Veränderungen der fachwissenschaftlichen Strukturen nach 1989, zeichnen ein ausgesprochen differenziertes Bild der ungarischen

schen Historiographie, das man bei dem einführenden Geleitwort so gänzlich vermisst hat. Einen inspirierenden, aber auch gewagten Strukturvergleich zwischen dem alten Ungarn und dem Heiligen Römischen Reich deutscher Nation während des 16. und 17. Jahrhunderts unternimmt Géza Pálffy, der vom Alten Reich letztlich nur die (vordergründige) Begrifflichkeit entlehnt, von der umfangreichen reichsweite landesgeschichtlichen Forschungsliteratur in Deutschland aber erstaunlicherweise keinerlei Notiz nimmt. Gleich mehrere Beiträge widmen sich militärgeschichtlichen (István Kenyeres, Zoltán Bagi, Béla Sarusi-Kiss) sowie religions- und kirchenhistorischen Fragestellungen (Antal Molnár, Ildikó Horn). Dem Thema Medien, Öffentlichkeit und politische Kommunikation gilt das Interesse von Nóra G. Etényi, die verschiedene Pressematerialien und Flugschriften zur Zeit Kaiser Leopolds I. in Augenschein nimmt. Vergleichbare literaturhistorische Ansätze verfolgen auch Mária Ivanics mit ihrem Beitrag über den Dichter und Heerführer Gazi Giray II. und Szabolcs Varga mit seiner Studie über das Bild der Osmanenherrschaft in den bosnischen Heldenepen. Mit den beiden Hochzeiten des Zsigmond Rákóczi liefert Gábor Kármán zugleich einen Beitrag über die Selbstdarstellungsmöglichkeiten des Fürstentums Siebenbürgen nach dem Dreißigjährigen Krieg. Nach dem Zusammenhang von Ständepolitik und Wirtschaftspolitik in der Zeit des 16./17. Jahrhunderts fragt István Németh. Zum Abschluss erörtert István M. Szijjártó am Beispiel des ungarischen Landtags und seiner Entscheidungsprozeduren im 18. Jahrhundert methodologische Fragen und Probleme einer Weiterentwicklung einer Institutionengeschichte hin zur Kulturgeschichte.

Das Sammelwerk, das erfreulicherweise durch ein Personen- und ein Ortsregister erschlossen wird, bietet insofern thematisch wie methodisch einen breiten Querschnitt der aktuellen Frühneuzeitforschung in Ungarn. Der Band wurde hervorragend redigiert, wenn auch nicht die gesamte osteuropäische, so doch zumindest die ungarische Literatur in den Anmerkungen mit deutschen Übersetzungen versehen. Wertlos sind die aufgenommenen Landkarten, sowohl die historischen wie die Ungarnkarte des Nicolo Angielini aus den 1570er Jahren als auch neuere Darstellungen wie die über die Grenzfestungen in Ungarn um 1582, auf denen sich rein gar nichts erkennen lässt. Auch manche Legende – etwa die „Grenze des Deutschen Reiches“ auf einer Karte, welche die Herkunftsorte der für Kanizsa rekrutierten Soldaten im Jahr 1578 zeigen soll – wirft Probleme auf, die dem Autor kaum bewusst gewesen sein dürften. Warum eine „Edition Ungarische Geschichte“, die, so ist im Vorwort zu lesen, »keine *Magyarische Geschichte* sein wird«, mit einem umlaufenden rot-weiß-grünen Band auf dem Bucheinband geziert wird, bleibt das Geheimnis des Herausgebers.

PÁLFFY, GÉZA: *Die Anfänge der Militärkartographie in der Habsburgermonarchie. Die regelmässige kartographische Tätigkeit der Burgbaumeisterfamilie Angielini an den kroatisch-slawonischen und den ungarischen Grenzen in den Jahren 1560-1570.* [Paralleltitel:] *A hadítérképészeti kezdetei a Habsburg Monarchiában. Az Angielini várépítész-família rendszeres térképészeti tevékenysége a horvát-szlavón és a magyarországi határvidéken az 1560-1570-es években.* Budapest: Archívum, Magyar Országos Levéltár 2011. XXXII, 108 + 95 S. 32 Taf. 1 DVD-ROM Beilage. ISBN 978-963-631-210-7.

Die Nicolò Angielini zugeschriebenen Grenzkarten und die Ungarnkarte [nicht: Ungarnmappe] sind, wie der Verfasser zunächst archivalisch belegt, das Werk dreier Mitglieder derselben Festungsbaumeisterfamilie, und nicht wie in der insgesamt guten Übersetzung »Burgbaumeister«: Der Brüder Natale und Nicolo sowie von Nicolos Sohn Paolo. Ihre Tätigkeit bewertet Pálffy als früheste bekannte Vorläuferin des militärkartographischen Vermessungswesens, wie wir es seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts kennen, das an den ungarischen und kroatischen Grenzen gegen die Bedrohung durch das Osmanische Reich ausgeübt wurde. Nach der Rekonstruktion der Familienbiographie untersucht er das in Wien, Dresden, Karlsruhe und Budapest erhaltene kartographische Werk sowie die Festungsgrundrisse in ihrer Beziehung zu den Karten. Die Karten und die Grundrisse sind in der Bandmitte verkleinert abgebildet, zudem kann man sie auf der beiliegenden CD, auf der zudem das gesamte Buch als PDF-Datei abgespeichert ist, unter Kopier- und Druckschutz ansehen. Ein detailliertes Quellen- und Literaturverzeichnis ergänzt den Text, für den deutsch- wie für den ungarischsprachigen Teil sorgfältig bearbeitete Orts- und Personenregister mit eingearbeiteter Ortsnamenskonkordanz helfen bei der Benutzung des präzise redigierten und gestalteten Bandes. Die Lösung, die ungarische Originalfassung mit der deutschen Übersetzung in einem Wendebuch mit gemeinsamem Abbildungsteil in der Bandmitte anzubieten, ist sehr sinnvoll. Die Übersetzung erschließt in vorbildlicher Weise eine wichtige kartographische Quelle der frühesten Militärkartographie im Raum des heutigen Ungarn, Kroatiens und der Slowakei für die europäische Forschung.

Wolfgang Kessler

Viersen

PAAS, JOHN ROGER: *The German Political Broadsheet 1600-1700. Volume 10: 1671-1682.* Wiesbaden: Harrassowitz 2010. 483 S. 428 Taf. ISBN 978-3-447-06157-5.

John Roger Paas hat im 10. Band seines Katalogs der politischen Flugblätter 333 Flugblätter und 94 Varianten aus 89 Sammlungen von insgesamt 15 Ländern, darunter auch aus vier ungarischen Sammlungen (Ungarisches Nationalmuseum/Budapest, Széchényi Nationalbibliothek/Budapest, Ungarisches Staatsarchiv/Budapest, Komitatsarchiv Győr-Moson-Sopron/Ödenburg [Sopron]) aufgenommen. Die Jahre 1671 und 1682 sind als Anfangs- und Endjahre des Bandes mit keinen bedeutenden historischen Wendepunkten verknüpft. Dennoch verdichteten sich in den 1670er Jahren äußerst wichtige Veränderungen, die sich anhand des vorliegenden Bandes synthetisch aufzeigen lassen, was zusätzlich die Bedeutung der Publikation unterstreicht. In den Presseberichten und Flugblättern der 1660er Jahre, die im

Band 9 (1672-1670)¹ erfasst sind, dominieren die Nachrichten über die Türkenkriege: der Candia-Krieg (1645-1669) und der Türkenkrieg in Ungarn, beginnend mit der siebenbürgischen Krise (1657-1664). Die Türkenkämpfe werden auch im nächsten, 1683 beginnenden Band thematisch im Vordergrund stehen.

Die größte außenpolitische Herausforderung der 1670er Jahre resultierte für das Römisch-Deutsche Reich aus dem Angriff Frankreichs auf Holland. Als Titelblatt zum Band 10. würde am ehesten das Flugblatt „Ausländisch-Europäischer Potentaten wie auch Französisch- und Holländischer Kriegs-praeparatorien Staats-Discurus“ passen, auf dem ein Kartentisch mit vier Personen dargestellt ist. Im Begleittext kommen hingegen 36 Akteure zu Wort, was als Hinweis darauf zu sehen ist, dass in der Gestaltung des europäischen Machtverhältnisses sowohl die Großmächte als auch die kleineren Staaten und sogar die Reichsstädte eine wichtige Rolle spielten. Bild und Text lenken den Blick auf das Wesentliche und verhelfen dem Leser dazu, sich in der Vielfalt von Informationen aus einem erweiterten politischen Raum zurechtzufinden.

Dieser mit Kupferstich geschmückte Druck zeigt die vielfältigen Änderungen der Flugblätter-Gattung in den 1670er Jahren auf. Der Umstand, dass der Text die Symbole der Stiche eingehend analysiert, weist darauf hin, dass Text und Bild in einem immer enger werdenden Zusammenhang stehen. Der weitläufige außenpolitische Rundblick, der das gesamte Material des Bandes auszeichnet, ist ein Ausweis dafür, dass die einfallsreichen Flugblätter auf einem riesigen Hintergrundwissen basierten, das nur auf der Grundlage einer bewussten Zusammenarbeit zwischen den einzelnen PresseGattungen möglich war. Die augenfälligen bildlichen Informationen der Flugblätter waren grundsätzlich an gebildete Eliteleser adressiert. Eine immense Menge an Informationen wurde dank gedruckter Wochenzeitschriften und Berichte zugänglich, die allerdings keine Kommentare oder Erklärungen enthielten. Die für das breite Publikum gedruckten Informationen wurden in den mit Allegorien ausgestatteten Flugblättern und staatstheoretischen Pamphlets exzerpiert und interpretiert, das einen weiteren Grund für das frühneuzeitliche Informationsboom darstellt. Aus der Zusammenschau der Flugblätter geht hervor, welche Konflikte auf die Dauer für maßgeblich gehalten wurden. Es lohnt sich daher, die politischen Flugblätter des 17. Jahrhunderts auch chronologisch Revue passieren zu lassen, selbst wenn man nur schwer feststellen kann, welche Flugblätter mit dezidiert politischem Inhalt verfasst wurden. Es war durch den politischen Inhalt der Flugblätter bedingt, dass die politische Machtelite Zeitungen und Publikationen mit politischem Inhalt stärker unter Aufsicht nehmen musste. Die frühneuzeitliche Öffentlichkeit war für viele Machtzentren, vor allem für die auf dem Gebiet des Römisch-Deutschen Reiches, zugänglich. Die Offenheit des Reiches gegenüber außenpolitischen Konflikten wie auch die Wirkungen des französischen, des schwedischen und der Türkenkriege wurden in den zeitgenössischen deutschsprachigen bebilderten Zeitungen als beachtliche Herausforderungen dargestellt (P-3221, P-3222).

Die erste einleitende Studie des Bandes thematisiert die französische territoriale Expansion als eine der wichtigsten und maßgeblichen Fragen der Epoche (S. 25-34), während die zweite, kurze Zusammenfassung den Kampf um das Baltikum unter Hervorhebung der führenden Rolle Schwedens darstellt (S. 35-37). Dabei hät-

¹ Ebenfalls von Nóra G. *Etényi* rezensiert in: Ungarn-Jahrbuch 29 (2008) 469-473 (*die Redaktion*).

te es sich gelohnt, hervorzuheben, dass man im Lichte der Flugblätter aus dem 17. Jahrhundert nicht nur den Wandel des Feindbildes, sondern auch die diplomatischen und kriegerischen Auseinandersetzungen um die führende Rolle im europäischen Mächtekonkordat nachvollziehen kann. Der Wettkampf der Verbündeten um Repräsentation erscheint auch in Flugblättern, die wegen ihrer bildlichen Informationen und kurz gehaltenen Texte leicht über die Landesgrenzen hinweg verbreitet werden konnten. Der holländische Staat kämpfte auch im Propagandakrieg der 1670er Jahre kräftig mit. Eine ganze Reihe von holländischen Pamphleten und politischen Erörterungen wurde auch in deutscher Sprache und von deutschen Verlegern veröffentlicht. Unter Berufung auf die Religionsfreiheit der Protestanten als gemeinsames Interesse warnten sie vor der universalen Macht Ludwigs XIV., die alle europäischen Staaten bedrohe (P-3069, P-3070, P-3077, P-3177). Auch der Einzug Ludwigs XIV. in Straßburg wurde in den von deutschen Verlegern publizierten Flugblättern eingehend dargestellt (P-3254, P-3255, P-3256, P-3257, P-3258, P-3259). Aus dem vorliegenden Band des Flugblätterkatalogs geht auch hervor, dass in den bildlichen Darstellungen unter holländischem Einfluss vermehrt Hinweise auf Tätigkeit und Wirksamkeit des Staates auftraten (P-3072, P-3125, P-3126, PA-658). Die wachsende Zahl von Flugblättern, welche die Abrechnung mit der früheren Machtelite thematisierten, lassen deutlich die gewachsene Kraft des Staates im Kampf gegen den äußeren und gegen den inneren Feind hervortreten.

Die Repräsentationsmittel der Machtausübung wurden zunehmend modernisiert. Die Allegorien über die Wichtigkeit des Friedens, etwa zum Frieden von Nymwegen (P-3171, P-3172, P-3212, P-3213), zeugen von der Verbreitung eines Normensystems, das ein neues staats-theoretisches Denken propagierte. Die dritte einleitende Studie des Bandes hebt die dynastischen Bestrebungen Kaiser Leopolds I. wie auch deren sorgfältige Propagierung hervor. Nürnberger und Wiener Flugblätter führten der breiten Öffentlichkeit die Bedeutung der Feierlichkeiten anlässlich der beiden Eheschließungen von Leopold I. im Oktober 1673 mit Erzherzogin Claudia Felizitas von Österreich-Tirol und dann im Dezember 1676 mit Eleonore Magdalene Therese von Pfalz-Neuburg, wie auch die der Geburt des Kaisersohnes Joseph im Jahr 1678, deutlich vor Augen (P-3199, P-3200, P-3201, P-3202). Der kaiserliche Hof stand nicht nur mit der niveaувollen Propaganda von Ludwig XIV. im Wettbewerb, sondern er hatte auch mit der Wirkung der holländischen Allegorien zu rechnen, die ein anderes Wertesystem und eine andere Art der Machtausübung verkündeten.

Auch jene Flugblätter der 1670er Jahre, die einen besonderen Bezug zu Ungarn haben, unterlagen im Vergleich zum vorigen Jahrzehnt einer starken Veränderung. Das Königreich Ungarn war 1663/1664 als der wichtigste kriegerische und politische Schauplatz der Türkenkriege und die ungarische politische Elite als der maßgebliche europäische Faktor der Türkenkriege in der Öffentlichkeit des Römisch-Deutschen Reiches präsent. Der kroatische Ban Miklós Zrínyi, der Hauptkapitän Ádám Batthyány, aber auch die Palatine Ferenc Wesselényi und Pál Esterházy hatten durchaus einen positiven Ruf. Die deutschen Flugblätter der 1670er Jahre widerspiegeln hingegen eine negative Attitüde. Die Studie von Paas subsummiert die Veränderung unter dem Titel „Ungarische Rebellion“ (S. 17-21), da die illustrierten Berichte in der Zeit der absolutistischen Bestrebungen des kaiserlichen Hofes (1671-1681) über die Konfrontation mit dem Herrscher, über diverse Organisationen und über Aufstände berichten. Die mit klar erkennbaren Portraits illustrierten Nachrichten in den nach dem 30. April 1671 veröffentlichten Flugblättern basieren

auf offiziellen Berichten. Ihre Interpretation wird durch den Umstand erschwert, dass auf den Flugblättern weder der Kupferstecher noch der Verleger angeführt ist. Der kaiserliche Hof wirkte der kaiserfeindlichen Bewegung wie auch dem guten Ruf der ungarischen Hochadligen mit den Mitteln einer bewussten und kraftvollen Propaganda entgegen. Diese Propaganda richtete sich in erster Linie gegen das Image des Hofrichters Ferenc Nádasdy, der sein politisches Programm dank vielfältiger Mäzenatur vor die europäische Öffentlichkeit zu bringen vermochte. Das eingangs erwähnte Flugblatt aus dem Jahr 1672 thematisierte in Spottversen die Verdrängung des ungarischen Hochadels vom europäischen Spielfeld wie auch den Wandel im Beziehungssystem des Fürstentums Siebenbürgen. Das negative Bild wurde zusätzlich durch Berichte über die Hinrichtungen im Anschluss an die Niederschlagung der Bewegung von Gáspár Pika, in deren Hintergrund die Burg Árva, der Stammsitz des Geschlechts Thököly erscheint (P-3016, P-3017, P-3018, P-3030). Bereits zum Jahr 1680 stellte die Bewegung von Imre Thököly, verstärkt mit den entlassenen Burgsoldaten und des enteigneten Gemeinadels, einen beachtlichen militärischen und politischen Faktor dar. Flugblätter mit Kupferstichen über Imre Thököly wurden allerdings erst von 1682 an veröffentlicht. Es ist durch die Epochengrenze des Flugblätterkatalogs bedingt, dass die Beurteilung von Imre Thököly nicht so negativ ausfällt, wie dies nach der Belagerung von Wien der Fall war. Der Katalog enthält elf halblebensgroße und Reiterportraits von Imre Thököly, darunter fünf informationsreiche Berichte über seine Erziehung, seine Besitzungen und seine Ehe mit Ilona Zrínyi (P-3268, P-3269, P-3270, P-3271, P-3272). Die mit lebensgroßen Darstellungen illustrierte, gedruckte Hochzeitseinladung von Pál Esterházy und Éva Thököly steht für das hohe Niveau der Repräsentation des ungarischen Hochadels (P-3280). Das politische Gewicht von Palatin Pál Esterházy wird durch Kupferstiche zur Krönung der Königin widerspiegelt (P-3260, P-3261). Die Bedeutung der herrschaftlichen Repräsentation und des Reichstages unterstreicht jenes Flugblatt, auf dem die Krönungszeremonie mit einem wunderbaren Himmelszeichen in Zusammenhang gebracht wird. Beim Himmelszeichen erscheint die Ansicht der türkischen Belagerung von Neuhausel (*Érsekújvár, Nové Zámky*) und von Leopoldstadt (*Lipótvár*) wie auch das Bild der Krone (P-3266), was auf einen bevorstehenden türkischen Angriff hinweist und damit für einen Kompromiss des Herrschers und der ungarischen Stände plädiert. Das Wunderzeichen über der Burg Preßburg (*Pozsony, Bratislava*) aus dem Jahr 1681 wendet ebenfalls allgemeinverständliche Bilder an (P-3251).

Die chronologische Überschau des Katalogs macht deutlich, dass die in den Flugblättern aufgenommenen Karten und Burggrundrisse immer genauer wurden und zunehmend fachlichen Kriterien entsprachen (P-2985, PA-574, PA-575, P-2990, PA-577, PA-580). Die Porträts tragen individuelle Gesichtszüge und sind klar erkennbar (PA-633). Die heterogenen Interpretationen der in großer Zahl vorkommenden Himmelszeichen weisen auf das gewachsene naturwissenschaftliche Interesse hin. Im Hinblick darauf wäre es wünschenswert, wenn die einführenden Studien nicht nur einen kurzen historischen Überblick bieten, sondern auch weiterführende Zusammenhänge anreißen würden. Es wäre besonders wichtig, die Bedeutung jener über 30 Flugblätter zu erörtern, die Hinweise auf wundersame Himmelszeichen liefern sowie die Veränderungen der Flugblatt-Gattung, die Übergangsbereiche der Gattungen und nicht zuletzt die Erweiterung der Grenzbereiche aufzuzeigen. Die qualitätsvollen Kalenderblätter gehören ihrem Wesen nach zu einer anderen Gattung, aber sie hatten eine Auswirkung auf das Symbolsystem

der Flugblätter. Bei Flugblättern, die mit dem Porträt von Ferenc Nádasdy und mit kurzen Spottversen veröffentlicht wurden, ist es schwierig, die Gattung genau zu bestimmen.

Die Erforschung der frühneuzeitlichen Öffentlichkeit erlebt heutzutage eine wahre Blütezeit in Deutschland, wo sich die Ergebnisse der literatur-, geschichts-, und kommunikationswissenschaftlichen Schulen gegenseitig ergänzen und eine willkommene interdisziplinäre Einheit darstellen. Die Sammlung und chronologische Ordnung der politischen Flugblätter liefert einen nützlichen Querschnitt zu den Veränderungen des 17. Jahrhunderts wie auch zu deren Rezeption in der zeitgenössischen Öffentlichkeit. Dieses Gesamtbild ist selbst dann von besonderem Belang, wenn sich im Zeitalter der Internetkataloge und online Veröffentlichungen beziehungsweise der VD17-Präsentationen (Verzeichnis der im deutschen Sprachraum erschienenen Drucke des 17. Jahrhunderts) die Voraussetzungen und Herausforderungen der Forschung einer grundlegenden Veränderung unterliegen. Dieses Gesamtbild ist für die Ereignisse mit ungarischem Belang von besonderer Wichtigkeit, weil man auf diese Weise ermessen kann, inwiefern einem ungarischen Ereignis in der Informationsflut der Epoche Bedeutung beigemessen wurde. Der Katalog gibt auch darüber Auskunft, welche Ereignisse und Informationen Teile des langfristigen Gedenkens geworden sind. Für das Weiterleben der Informationen spricht unter anderem auch die Wiederverwendung von einzelnen stilistischen Lösungen, die nicht nur als Schlüsselwörter, sondern auch als charakteristische visuelle Informationen zu erforschen wären (zum Beispiel Kartentisch oder heißes Dampfbad).

Die von John Roger Paas im Jahre 1985 gestartete Reihe ist ein Unternehmen, das eine hervorragende Grundlage für weitere Forschungen bietet. Zur Erschließung dieser Quellenbasis bedarf es vielfältiger, interdisziplinärer Analysen, zumal in der internationalen Forschung zunehmend Monographien und Sammelbände erscheinen, welche die Epoche in ein anderes Licht rücken. Der beste Ausweis für die Bedeutung einer Quellenedition ist, wenn sie sich als Grundlage für weitere Forschungen entpuppt.

Nóra G. Etényi

Budapest

Einrichtungswerk des Königreichs Ungarn (1688-1690). Herausgegeben von KALMÁR, JÁNOS – VARGA, JÁNOS J. Einleitung von VARGA, JÁNOS J. Anmerkungen und deutsche Fassung von KALMÁR, JÁNOS. Stuttgart: Franz Steiner 2010. 514 S. ISBN 978-3-515-09778-9 = Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa, Band 39/1.

»[...] das[s] *ad exemplum Romanorum* kein *discrimen nationum* zwischen denen einzunehmenden fremden Völkern, ausser deren alzu *remotiorum infidorum et barbarorum populorum* zu machen, jedoch *coeteris paribus* allezeit die Deutschen absonderlich aus e[urer] kais[erliche]n M[ajes]tät teütschen Erbländen sowol von gemainen als hohen Standspersonen vor andern zu beobachten wären, damit das Königreich, oder wenigst ein grosser Tail dessen nach und nach germanisieret, das hungarische, zu Revolutionen und Unruhe ganaigte Geblüet mit dem deutschen temperieret, und mithin zur beständigen Treu und Lieb ihres natürlichen Erbkönigs und Herrn aufgerichtet werden möchte.« (S. 131.)

Dieser Satz bestimmte bisher das historiographische Schicksal des *Einrichtungswerkes* von Kardinal Leopold Graf Kollonich (1631-1707). Der oft zitierte und weit verbreitete Satz wurde – aus dem Kontext herausgegriffen – zum exemplarischen Beweis der gegen Ungarn gerichteten Politik des Wiener Hofes am Ende der langen Türkenzeit und diente gleichsam als Erklärung und Rechtfertigung zur Fortsetzung des Widerstandes und des Freiheitskampfes, geführt von Imre Thököly und Ferenc II. Rákóczi, der den Kriegszustand in Ungarn um ein Vierteljahrhundert bis zum Frieden von Sathmar (*Szatmár, Satu Mare*) im Jahre 1711 verlängerte. Obwohl kürzere-längere Ausschnitte im Original und in ungarischer Übersetzung mehrmals veröffentlicht wurden, blieb der Text weitgehend unbekannt und in seinem symbolhaften Charakter verhaftet. Auch die Urheberschaft des Textes blieb weitgehend ungeklärt. Man begnügte sich damit, daß hier die Ideen der zwei ungarnefeindlichen Leopolds, des Habsburger Kaisers und Königs, Leopold I., und seines treuen Kardinals, Leopold Kollonich, ihren Ausdruck fanden.

Durch die vorliegende Edition wird die Forschung sicherlich angeregt sowie die Möglichkeit eröffnet, ein objektives und nicht zuletzt quellennahes Bild zu entwerfen. Trotz der eher positiven Bewertung seitens der Herausgeber wird das Kollonichsche Einrichtungswerk sicher nicht als ungarnefeindlich bewertet werden können. Es gibt nämlich zu viele Textstellen, an denen die Voreingenommenheit für Katholiken und für Deutsche sowie gegen rebellierende Ungarn eindeutig zum Ausdruck gebracht wurde, selbst wenn solche Sätze aus dem Leopold I. vorgelegten Compendium getilgt wurden. Unverändert blieben aber die Grundprinzipien der Behandlung Ungarns. Die weitläufigen Ausführungen, wie etwa über das Finanzwesen, gehen davon aus, dass Ungarn nicht nur »selbst erhalten«, sondern mit der Zeit »einen ergiebigen Zuetrag« (S. 155) für den Kaiser und König beziehungsweise für die anderen Länder und Provinzen der Monarchie liefern möge sowie dass Ungarn als Neueroberung anzusehen – »pro Neo-Acquisitis zu halten« (S. 155) – sei, wodurch der Kaiser und König im Lande unbegrenztes Recht habe und frei disponieren könne. Dies war kein guter Anfang für die Integration Ungarns in die Habsburger Monarchie. Bis heute ist die Diskussion über die Rolle der Habsburger in der Geschichte Ungarns lebendig, sowohl unter Fachhistorikern als auch – und wohl noch mehr – in der Öffentlichkeit. Die Höhepunkte des ungarischen Widerstandes und die gehobenen Szenen größerer und kleinerer Kompromisse in den zwei Jahrhunderten bis zum Zerfall der Monarchie im Jahre 1918 bilden den Schul-lehrstoff zur Geschichte Ungarns. Fachhistoriker denken und hoffen allerdings, das Bild präziser, detailhafter und dadurch objektiver entwerfen zu können. Aus solchem Wunsch heraus ist wohl diese Edition entstanden, die eine Forschungstradition weiterführt.

Die Edition des Einrichtungswerkes hat nämlich eine achtzigjährige Geschichte. Der ungarische Archivar und Historiker Béla Baranyai (1881-1945) erhielt bereits nach dem Ende des Ersten Weltkrieges den Auftrag, für die historische Reihe „*Fontes historiae hungaricae aevi recentioris*“ die kritische Ausgabe des Einrichtungswerkes zu erstellen. Baranyai, damals Sekretär des Ungarischen Historischen Vereins, arbeitete bis zu seinem Tode an diesem Projekt, ab 1922 als Mitarbeiter von Árpád Károlyi, des Direktors des damals gegründeten Wiener Ungarischen Historischen Instituts, und ab 1927 als Professor der Universität in Debrecen. Während der Wiener Jahre konnte Baranyai noch aus den Originaldokumenten (Entwurf und Reinschrift) des Einrichtungswerkes und des Compendiums arbeiten und dadurch authentische historische Quellen retten, denn das Original wurde im Wiener

Justizpalastbrand vernichtet. Baranyai konnte insgesamt vierzehn Exemplare (zwei Originale und zwölf Abschriften) des wichtigen Projekts auffinden. Heute sind aber nur zehn Exemplare bekannt, davon nur ein Entwurfexemplar im Original,¹ die anderen aber größtenteils nur Abschriften vom Ende des 18. Jahrhunderts. Neben den Herausgebern, János Kalmár und János J. Varga, leistete die Germanistin Éva Somkuti wichtige philologische und paläographische Arbeit; nach ihren Textproben befindet sich heute das authentischste Exemplar in der Széchényi Nationalbibliothek in Budapest.²

Die Arbeit Baranyais blieb unvollendet, wovon eine Druckfahne in seinem Nachlass zeugt. Nach seinem Tode versuchten Károly Mezösy sowie Győző Ember und Kálmán Benda die Edition des Einrichtungswerkes abzuschließen und zu publizieren, allerdings ohne Erfolg, da die damalige Leitung des Historischen Vereins solche Themen zum Teil für unzeitgemäß hielt. István Sinkovics (1968) und Andor Csizmadia (1979) publizierten kürzere Abschnitte in ungarischer Übersetzung. Erst zur Mitte der 1980er Jahre griff das Institut für Geschichte an der Ungarischen Akademie der Wissenschaften das Projekt wieder auf und beauftragte László Benczédi mit dieser Aufgabe. Benczédi starb aber im Jahre 1986, so dass seine jungen Mitarbeiter, Kalmár und Varga, die Arbeit weiterführten. Das Manuskript wurde bereits in den 1990ern fertiggestellt, aber es dauerte noch mehr als ein Jahrzehnt, bis die nötige Unterstützung zur Publikation gefunden werden konnte. Zuletzt konnte die langwierige Editionsgeschichte im Rahmen der Kooperation zwischen dem Institut für Geschichte und dem Geisteswissenschaftlichen Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas (GWZO) an der Universität Leipzig abgeschlossen werden.

Das vorliegende Buch enthält zwei Beiträge der Herausgeber, achtunddreißig Quellentexte und den Apparat. Die umfangreiche Einleitung „Die Notwendigkeit zur Neueinrichtung Ungarns nach der Türkenzeit“ (S. 9-83) wurde von János J. Varga verfasst und von János Kalmár ins Deutsche übersetzt. Kalmár lieferte eine auf Deutsch neubearbeitete Version seiner früheren Publikation „Das Einrichtungswerk des Königreichs Ungarn und die Einrichtung des Temeswarer Banats im 18. Jahrhundert“ (S. 459-470).

Vargas Beitrag gibt eine weitläufige Skizze der Geschehnisse Ungarns zwischen dem Habsburger und dem Osmanischen Reich seit 1526, zieht eine Bilanz der hundertfünfzigjährigen osmanischen Besatzung Ungarns und behandelt dann ausführlicher die Epoche des Einrichtungswerkes. Zwischen 1687 und 1701 sind mehrere Projekte und Vorschläge entstanden, die sich auf den Wiederaufbau beziehungsweise auf die Art der Behandlung des eroberten Ungarn bezogen. Von diesen Projekten war das wichtigste und bekannteste das Kollonichsche Einrichtungswerk, das in gewisser Hinsicht auch verwirklicht wurde, insbesondere einige Jahrzehnte später im Banat, wie dies im Beitrag von Kalmár ausführlicher dargestellt wird.

Die Quellentexte sind in drei Teile auf gegliedert: 1) der Text des Kollonichschen Einrichtungswerkes samt sechsundzwanzig Beilagen, 2) drei weitere Texte zur Dis-

¹ Österreichisches Staatsarchiv, Finanz- und Hofkammerarchiv, Wien. Handschriften Nr. 382 (allerdings im Internetverzeichnis <http://www.archivinformationssystem.at/archivplansuche.aspx> [15. Dezember 2013] nicht aufgelistet). Auf Mikrofilm: Magyar Nemzeti Levéltár Országos Levéltára, Budapest. MF W 1727.

² Országos Széchényi Könyvtár, Budapest. Handschriftenabteilung, Fol. Germ. 210.

kussion des Einrichtungswerkes und 3) acht Texte zur Durchführung des Einrichtungswerkes. Von den achtunddreißig Quellen sind sechsundzwanzig auf Latein verfasst, zumeist die Beilagen und die Texte zur Durchführung, während die übrigen auf Deutsch, aber mit vielen eingefügten lateinischen Ausdrücken. Die umfangreichsten Texte sind natürlich das Einrichtungswerk selbst (S. 87-246), das Compendium des Einrichtungswerkes (S. 377-417) und die Sitzungsprotokolle der Hauptkommission und des Kronrates (S. 329-376).

Das Einrichtungswerk (S. 87-246), von Kollonich eigenhändig auf den 15. November 1689 datiert und unterschrieben, besteht aus fünf Abschnitten, nämlich Iustitiarium, Ecclesiasticum, Politicum, Militare und Camerale, wobei letztere beinahe die Hälfte des Textes ausmacht. Es ist das Ergebnis einer kollektiven Arbeit, wobei Kollonich eine führende Rolle spielte. Bereits vor der Eröffnung des ungarischen Reichstages im Herbst 1687 reichte Kollonich Kaiser und König Leopold I. eine Denkschrift über die Neuordnung Ungarns ein. Nach Beratungen in Hofkreisen wurde eine Hauptdeputation unter dem Vorstand des Obersthofmeisters und Staatsministers Ferdinand Fürst von Dietrichstein aufgestellt, deren sieben Mitglieder eine von Kollonich präsidierte Subkommission bildeten und vom 29. Juli 1688 bis 15. September 1689 in achtzig Sitzungen einen fünfhundert Seiten starken Entwurf produzierten. Die letzte Formulierung (Reinschrift und Compendium) oblag dem Rat des Hofkriegsrates, Franz Joseph Krapff. Die Beratungen in der Hauptkommission dauerten vom Mai 1689 bis noch im August 1691, bis dann letztendlich das Projekt »ad acta« gelegt wurde. Das Kollonichsche Einrichtungswerk wurde ebenso wie ähnliche zeitgenössische Projekte kein offizielles Regierungsprogramm des Wiener Hofes, nur einige Ideen und Vorschläge davon fanden Verwirklichung, viele aber schlummerten weiter im jahrhundertelangen Dornröschenschlaf und warteten auf das günstige Moment, von einem entschlossenen Monarchen wiedererweckt und verwirklicht zu werden.

Zur Diskussion des Einrichtungswerkes wurden hier neben den Sitzungsprotokollen und dem Compendium auch das „ungarische Einrichtungswerk“ vom 22. September 1688, also die auf Latein verfassten Vorschläge des Preßburger Ausschusses unter der Leitung des Palatins Pál Fürst Esterházy und des Erzbischofs von Gran (*Esztergom*), György Graf Széchényi, abgedruckt (S. 418-435). Das Compendium wurde früher von Theodor Mayer, das „ungarische Einrichtungswerk“ von Emma Iványi veröffentlicht; letzteres steht seit 1991 auch auf Ungarisch in der Übersetzung von István Soós zur Verfügung.

Unter den Dokumenten zur Durchführung des Einrichtungswerkes befindet sich vor allem der Bericht von Kollonich an Leopold I. vom 22. August 1689 samt Beilagen, darunter eine kürzere Zusammenfassung des Einrichtungswerkes für den Palatin und seines Preßburger Ausschusses sowie Intimate an die Komitate und Freistädte in Ungarn über die wichtigsten Angelegenheiten, nämlich die Befragung der Jurisdiktionen über Ausschreitungen des Militärs und über Steuerangelegenheiten, außerdem die Neoacquistica- und Impopulationspatente (Anlagen I-VI, S. 439-453). Dass Kollonich in dieser Angelegenheit etwas voreilig gehandelt haben mag (vgl. S. 55), zeigen die weiteren zwei Dokumente. Am 6. Oktober 1689 wurden die Beauftragten des Preßburger Ausschusses („Magnetekommission“) nach Wien geladen (Anlage VII, S. 454), und gleichzeitig fertigte der österreichische Hofkanzler Theodor Heinrich Graf Strattman in mancher Hinsicht kritische „Annotationes“ zum Kollonichschen Bericht (Anlage VIII, S. 455-458).

Die Herausgeber stützten sich auf die Arbeit Baranyais und sahen ihre Aufgabe in der Vervollständigung und Drucklegung derselben. Insofern folgten sie den Editionsprinzipien, die vor achtzig beziehungsweise hundert Jahren von Baranyai und Mayer aufgestellt worden waren. Abkürzungen wurden nicht aufgelöst, was dem erfahrenen Leser wenig Schwierigkeiten bereitet; dem Unerfahrenen kommt ein Verzeichnis der Abkürzungen (S. 471-475) zur Hilfe. Die hochgestellt formatierten Endungen bei Abkürzungen, zum Beispiel »k^{en} M^{tät}« für »k[öniglich]en M[ajes]tät« erweisen sich aber beim Lesen eher störend und bereiteten wohl einen unnötig großen Arbeitsaufwand für die Textgestaltung. Textvarianten sind zwar in Fußnoten angeführt, aber nicht ganz eindeutig vermerkt. Das größte Problem, nämlich das der Personen- und vor allem Ortsnamen, wurde zum Teil mit dem sorgfältigen Orts- und Personenregister (S. 501-507 und 509-514) gut gelöst. Personen- und Ortsnamen wurden aber auch in den Fußnoten erklärt, wobei den Herausgebern leider einige Fehler unterlaufen sind. »Symachus papa« (S. 161) also Papst Symmachus (498-514) und »Symachus« (S. 186), also Aurelius Eusebius Symmachus oder vielmehr Quintus Aurelius Symmachus (ca. 345-402), zu dem neuerdings eine gründliche Biographie vorliegt,³ erscheinen beide im Personenregister unter »Symmachus, Aurelius Eusebius«. Ortsnamen sind immer wieder – unnötigerweise – in Fußnoten erklärt, auch wohl bekannte, wie zum Beispiel (S. 158) Wesprim (*Veszprém*), während aber die weniger bekannten St. Benedict (*Garamszentbenedek*) und Levenz (*Léva*) nur durch das Ortsregister identifiziert werden können. Viel wichtiger wäre es gewesen, die einzelnen Dokumente mit einführenden Auszügen zu versehen, wodurch dem Leser der Überblick und die Aufarbeitung der Quellentexte hätten erleichtert werden können, zumal vor einem breiteren Publikum.

Die Quellenedition von János Kalmár und János J. Varga ist eine bedeutende Bereicherung historischer Forschung über das späte 17. Jahrhundert. Das Kolonische Einrichtungswerk steht nun in vollem Wortlaut den Interessenten zur Verfügung, und es ist zu erwarten und zu hoffen, dass es neue wissenschaftliche Vorhaben zur Aufarbeitung dieser Epoche motivieren wird.

Antal Szántay

Budapest

Josephinismus als Aufgeklärter Absolutismus. Herausgegeben von REINALTER, HELMUT. Wien/Köln/Weimar: Böhlau 2008. 446 S. ISBN 978-3-205-77777-9.

Josephinismus – eine Bilanz. Échecs et réussites du Joséphisme. Jahrbuch der Österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des 18. Jahrhunderts 22 (2007). Herausgegeben von SCHMALE, WOLFGANG – ZEDINGER, RENATE – MONDOT, JEAN. Bochum: Winkler 2008. 322 S. ISBN 978-3-89911-083-8.

Es handelt sich um zwei Sammelbände, die in ihren Einleitungen zwar unter zwei unterschiedlichen Titeln und mit einigen stilistischen Modifikationen über rund zehn Seiten eine fast identische Bilanz über den Stand der Forschung geben. Man hat den Eindruck, der Computer habe die Feder aus der Hand des Verfassers entrisen und eigenmächtig interveniert. In der Einleitung des ersten Sammelbandes, die den Titel „Der Josephinismus als Variante des Aufgeklärten Absolutismus und sei-

³ Cristiana Sogno: *Q. Aurelius Symmachus. A Political Biography*. The University of Michigan Press 2006.

ne Reformkomplexe“ trägt, ist folgendes zu lesen: »Im Aufgeklärten Absolutismus ging es letztlich mehr um Systemstabilisierung als um Überwindung der tradierten politischen Ordnung. Der Josephinismus als österreichische Variante des Aufgeklärten Absolutismus, von dem er sich auch unterschied, war zweifelsohne die Steigerung eines politischen Herrschaftssystems, das durch Rationalität und Effizienz geprägt war und die bestehenden politischen und gesellschaftlichen Zustände seiner Konzeption und Zielsetzung unterwarf.« (S. 14.) In der Einleitung des zweiten Sammelbandes mit dem Titel „Josephinismus als Aufgeklärter Absolutismus – ein Forschungsproblem? Gesellschaftlicher Strukturwandel und theresianisch-josephinische Reformen“ steht: »Im Josephinismus ging es wie im Aufgeklärten Absolutismus allgemein letztlich mehr um Systemstabilisierung als um Überwindung der tradierten politischen Ordnung. Der Josephinismus als österreichische Variante des Aufgeklärten Absolutismus war die Steigerung eines politischen Herrschaftssystems, das durch Rationalität und Effizienz geprägt war und die bestehenden politischen und gesellschaftlichen Zustände seiner Konzeption und Zielsetzung unterwarf.« (S. 24.) So ist der Unterschied zwischen Josephinismus und Aufgeklärten Absolutismus verschwunden – als Ergebnis der neuen Forschungen? Wer weiß? Trotzdem ist die Einleitung des zweiten Bandes informationsreicher. Mit Fußnoten gibt sie ein Panorama über den Stand der Forschung seit den 1970er Jahren bis heute wieder. Leider wird das Grundlagenwerk von Perry *Anderson* (*Lineages of the Absolutist State*. London 1974) nicht angeführt, obwohl die Motivation der von Hans-Ulrich Wehler erwähnten »defensiven Modernisierung«, welche die Strategien des aufgeklärten Absolutismus charakterisiert, niemand besser erklären kann als Anderson.

Der erste Band ist ziemlich defizitär. Er ist in Innsbruck entstanden, beinhaltet aber leider nichts Besonderes über Tirol, obwohl die Analyse des antijosephinistischen Widerstandes in dieser Region ein höchst interessanter Untersuchungsgegenstand wäre. Noch überraschender ist – von einigen Ausnahmen abgesehen – der Mangel an Archivrecherchen. Das Österreich, über das hier ein Bild vermittelt wird, verfügt über keine klar konturierten Grenzen. Meistens handelt es sich um das heutige Österreich, während Ungarn nur ab und zu, Siebenbürgen gar nicht erwähnt wird, obwohl dort die Politik Josephs II. die radikalste war und von zwei guten Monographien schon behandelt wurde.¹ Die konkreten Maßnahmen Josephs II. und deren Folgen sind interessanter als die Definitionsversuche des Josephinismus. Rudolf *Pranzl* umschreibt höchst lehrreich die Kirchenpolitik des Kaisers, aber einige Fakten verraten uns mehr als die Diskussion über die Vielschichtigkeit des Josephinismus-Begriffes. So zum Beispiel die Art, wie die Schätze der Klöster zur Auktion gebracht wurden, was einer Ausplünderung der Kirche gleich kam. Die Gottesdienstreform wird auch erwähnt, aber ohne Hinweis auf die Obligation an den Herrscher, auch zu Gott zu beten. Irmgard *Plattner* schreibt über die Geburtsstunde der österreichischen Bürokratie, die jahrzehntelang gedauert habe. Leider wird die Armee hier nicht behandelt, obwohl beispielsweise Andreas Graf Hadik wesentliche Impulse zum Reformabsolutismus gab und eine wesentliche Rolle in der Ausführung der Reformen spielte. Sehr lehrreich ist auch die Studie von Barbara *Gant* über die »National-Erziehung«, die aber durch die Mängel der Analyse in

¹ Elke *Josupeit-Neitzel*: Die Reformen Josephs II. in Siebenbürgen. München 1986; Angelika *Schaser*: Josephinische Reformen und sozialer Wandel in Siebenbürgen. Die Bedeutung des Konzivilitätsreskriptes für Hermannstadt. Stuttgart 1989.

Bezug auf die Ratio Educationis von Ungarn empfindlich beeinträchtigt wird, die das Problem der nationalen Vielfältigkeit gelöst hatte. Gernot *Kocher* hat behandelt das Problem der Rechtsreformen anhand der Brandakten, wobei Ungarn wieder außen vor bleibt, obwohl sich diese Reformen lange auf die Gemüter in Ungarn ausgewirkt hatten. Helmut *Reinalters* Studie über die Sozialreformen Josephs II. basiert auf seinen vielseitigen Erfahrungen. Es ist eine wirkliche Bilanz der Reformabsichten, die mit der Analyse ihrer Wirkung und ihrer Effizienz noch ergänzt werden könnte: »Als Josephs Erbe blieb jene Bürokratie, die das gesellschaftlich komplex strukturierte multinationale Reich bis zu dessen Untergang zusammenhielt.« (S. 16.) Joseph konsolidierte die Armee nachhaltig, aber dank seiner Zentralisierungspolitik war die Monarchie schon 1790 an den Rand des Zusammenbruchs geraten. Diesen Pessimismus bestätigt das Schlussurteil der höchst interessanten Studie von Matthias *Rettenwander* über die Nachwirkungen des Josephinismus: »Das potentiell ›freie‹ österreicherische Bürgertum verinnerlichte den im Josephinismus angelegten Zweifel an der Mündigkeit des Individuums und begünstigte damit die theoretische Fundierung des absoluten Staates gegenüber der eigenen Selbstfindung als soziale Klasse.« (S. 425.) Dies korreliert mit der Folgerung von Reinhold *Knoll* über „Kunst und Kultur im Josephinismus“: »Es kann sein, dass Mozart das Paradigma des Josephinismus zur Gänze verkörperte: In der Täuschung seraphischer Harmonien war zu spät das trügerische Licht der Dämonie erkannt worden.« (S. 316.) Diese beiden Studien verkörpern die Befriedigung der Ansprüche, die so oft betont, aber schwer verwirklicht werden. Sogar ihr Stil macht die Tatsache wahrnehmbar, dass man auch über sehr gut erforschte Themen etwas Neues und Interessantes schreiben kann. Im Allgemeinen ist nur zu betonen, was Derek Beales in seiner höchst kritischen Rezension² ein wenig höflicher betont hat: Österreich ist in diesem Projektband eine freischwebende Abstraktion, fast so wie – mit entgegengesetzten Vorzeichen – in der ungarischen nationalistischen Geschichtsschreibung. Die Studie von Bernhard *Hackl* über die staatliche Wirtschaftspolitik hat den Vorteil, dass der Verfasser die von ihm präsentierte geschichtliche Landschaft deutlich abgrenzt, wenn er sich auf die »österreichischen Länder« konzentriert, womit er aber die Probleme der merkantilistischen »Kolonialpolitik« meidet. Er stellt einige Daten aus den Handelsstatistiken von 1776-1792 vor, ohne dabei zu erwähnen, dass sich zwischenzeitlich die Schätzungspreise und die Verzollungstechniken verändert hatten. Daher sind die Daten aus dieser Periode für einen Vergleich ungeeignet und ergeben über das Wachstum kein authentisches Bild. Derek Beales erwähnt in seiner oben zitierten Rezension den Mangel an ungarischer Fachliteratur, vor allem »the brilliant German-language work by Antal Szántay«,³ aber auch die bahnbrechende Monographie von Horst Haselsteiner.⁴ Leider ist so die Vielfältigkeit der alten Monarchie und deren Bedeutung nicht zum Ausdruck gebracht worden, obwohl die langwierige Provokation für die Geschichtsschreibung in der Erfassung eben dieser Vielfältigkeit besteht, und die »splendide isolation« zur historiographischen Langeweile führt.

² <http://www.sehepunkte.de/2009/02/druckfassung/15124.html> (6. Dezember 2013).

³ Antal Szántay: Regionalpolitik im alten Europa. Die Verwaltungsreformen Josephs II. in Ungarn, in der Lombardei und in den österreichischen Niederlanden 1785-1790. Budapest 2005.

⁴ Horst Haselsteiner: Joseph II. und die Komitate Ungarns. Herrscherrecht und ständischer Konstitutionalismus. Wien [u. a.] 1983.

Unter diesem Standpunkt ist der zweite Band als Ergebnis einer Konferenz französischer und österreichischer Historiker ein Erfolg. Er illustriert die Effizienz der bilateralen Kooperation der *Geschichtsschreibungen*. Es gibt mehrere Beiträge, die ein neues Licht auf die alten Probleme werfen. Die Kritik am Josephinismus ist auch hier ausgeprägt. Christoph *Gnant* gibt eine echte Antwort auf die von ihm aufgeworfene Frage: »Was lässt sich heute Neues über den Josephinismus sagen?« Mit dem Konzept des territorialen Etatismus analysiert der Verfasser die Politik des Kaisers der (Donau)Monarchie in einem neuen Kontext. Seine Folgerungen werden von Alfred Stefan *Weiss* im Beitrag „Josephinismus in Salzburg? Das Beispiel der kirchlichen Reformtätigkeit“ bestätigt. Michèle *Galand* hebt hervor, wie die Zentralisation den Spielraum der Modernisierung einengte. Mihai-Ștefan *Ceașu* zufolge bedeutete der Josephinismus in Bukowina in erster Linie die Modernisierung und Regelung der orthodoxen Kirchenverhältnisse. Claude *Michauds* Aufsatz zeigt, wie eine hochkultivierte adlige Elitegruppe erschienen ist, deren Mitglieder die Solidarität der verschiedenen Länder der Monarchie erkannt haben, und wie ihre Auffassung über das Wirtschaftssystem der Monarchie mit der Konzeption von Karl Graf von Zinzendorf in Kongruenz stand. Derek *Beales* zeigte sich in seiner oben erwähnten Rezension auch gegenüber der Studie von Jean *Bérenger* höchst kritisch, ohne deren Originalität zu erwähnen. Er, *Bérenger*, »makes up for the neglect of religious toleration in the other collection – though he appears to think that Joseph rescinded his toleration edicts for the central lands, and it is certainly incorrect to say that in 1780 ›all Christian confessions in Transylvania had been on a footing of equality‹ (S. 204)«. Dennoch, *Bérenger* betont, dass das Toleranzpatent nicht widerrufen worden war, und die Gleichheit der westchristlichen Konfessionen unter dem Standpunkt des siebenbürgischen Staatsrechts Wirklichkeit wurde, wobei die Konfession der Herrscher mit einem Wechsel der Hegemonie einherging. Dieser Rückblick auf das Schicksal des Toleranzpatents öffnet eine neue Perspektive in der Auswertung des Josephinismus. Es war Leopold II., der die tatsächliche Toleranz im mitteleuropäischen Raum einführte, als er mit der Beachtung der konstitutionellen Formen die freie Religionsübung gesetzlich anerkannte.

Eine Menge wichtiger Einzelheiten zur Geschichte des Josephinismus lassen sich aus den verschiedenen Beiträgen herausstellen. Philippe *Loupès* stellt die Bilanz der thesesianischen Regierung im Spiegel der Grabreden und Nachrufe vor, die ein Kapitel der damaligen Propagandageschichte darstellt. Der Beitrag von Jean *Mondot* stellt die Autodesakralisierung des Monarchen dar. Alain *Ruz* gibt die Stimmen der deutschen Aufklärer nach dem Tod von Joseph II. und Leopold II. wieder. Ernst *Wangermans* Bilanz nach bestand der größte Erfolg des Josephinismus darin, dass man den Monarchen kritisieren konnte. Das Streben nach Homogenisierung hatte eine rational determinierte Staatsarchitektur und den Verlust der graphischen Individualität des staatlichen Bauwesens zu Folge, so Christian *Benedik*. Nach Tristan *Coignard* resultierte die Dialektik der Theaterreform in Wien nicht nur aus einer neuen Blütezeit, sondern auch aus gelegentlichen Einschränkungen der ebenfalls propagierten Aufführungsfreiheit. Im Kontext des Josephinismus, so Sonia *Horn*, erscheint die Geschichte des Josephinismus als eine Epopöe. Christine *Lebeau* argumentiert für die Richtigkeit des Grundgedankens des geplanten Steuersystems, ohne dabei die technischen Einzelheiten vorzustellen. Dana *Ștefanová* analysiert aufgrund von Archivalien die Haltung der Adligen gegenüber der Wiener Kommerzbank.

Der erste Projektband und der zweite Bilanzband ergänzen sich gegenseitig. Einerseits regen beide mit ihren mangelhaften Ergebnissen zu regionalen Forschungen an. Andererseits stellen sie das Manko eines psychologischen Porträts von Joseph II. heraus. Paradoxerweise stammen die besten Charakterisierungen des Herrschers nicht aus der Feder von österreichischen oder von deutschen Wissenschaftlern. Die ausgiebigen Monographien schrieben Henrik Marczali, Paul von Mitrofanov, A. J. P. Taylor, C. A. Macartney, T. C. W. Blanning, Derek Beales und Jean Bérenger. Wie sich unsere Gegenwart von Tag zu Tag ändert, so stellen sich auch immer neue Fragen in Bezug auf den Josephinismus. Die Historiker können das Thema bis zur Erschöpfung bearbeiten, aber das Thema bleibt unerschöpflich.

Ambrus Miskolczi

Budapest

BEALES, DEREK: *Joseph II. Volume 2: Against the World, 1780-1790*. New York: Cambridge University Press 2009. XX, 733 S. 23 sch/w Abb. 5 Kt. 8 Tab. ISBN 978-0-521-32488-5.

»Deine Grösse war Dein Ich« – schrieb Eulogius Schneider in seiner „Elegie an den sterbenden Kaiser Joseph II.“ (Wien 1790). Die gewaltigen zwei Bände von Derek Beales könnte man als eine monumentale Ich-Geschichte betrachten, die beste, die man über den Kaiser-König bislang geschrieben hat. Die Persönlichkeit Josephs II. und seine Politik werden von Beales weitgehend kontextualisiert, und so wird die Originalität des Josephinismus in der Epoche der großen absolutistischen Herrscher skizziert. Die Monographie gibt auch eine Antwort auf die Frage, warum diese große Persönlichkeit das Attribut »groß« nicht bekam, obwohl viele der damaligen Intellektuellen ihn auf diese Weise hätten hochpreisen können. Obwohl der Verfasser den Gemeinplatz eines Österreichs der *versäumten Gelegenheiten* vermeidet, suggeriert er mit all seinen Ausführungen genau diese Idee.

Die Erwartungen begünstigten den Absolutismus, aber der Kaiser missbrauchte seine Macht. Beales macht uns mit einer Fülle von Fällen bekannt, die bezeugen, wie Joseph seine Mitarbeiter erniedrigte. Es ist wahr, dass er sie nur selten auswechselte, aber kaum ein einziger blieb von den sarkastischen und taktlosen Bemerkungen unverletzt. Vielleicht war der ungarische Andreas von Hadik, Präsident des Hofkriegsrates, dank seiner toleranten und diplomatischen Haltung eine Ausnahme. Diese Ausnahme bekräftigt die Regel, deren Gültigkeit den höchst vortrefflichen Untertitel legitimiert: „Gegen die Welt“. Die Zurücknahme seiner meisten Reformen war ein Zeichen der Seelenkraft. Jean Bérenger, der auch eine ausgezeichnete Biographie über Joseph II. verfasst hat,¹ hebt in seiner Rezension hervor, dass wenn – so die Argumentation von Beales – Joseph II. früher gestorben wäre, dann hätte er als der Herrscher der Hoffnungen im Gedächtnis weiterleben können.² 1783 war nur das Präludium der Reformen, das Toleranzpatent war von europäischer Bedeutung, und der Kaiser war noch vorsichtig genug, den Krieg gegen das Osmanische Reich zu vermeiden. 1786 war nicht abzusehen, wohin die Reformen führen würden, während die Misserfolge noch nicht schicksalhaft waren. Aus

¹ Jean Bérenger: *Joseph II., serviteur de l'État*. Fayard 2007.

² http://www.perspectivia.net/content/publikationen/francia/francia-recensio/2010-4/FN/beales_berenger (6. Dezember 2013).

ungarischer Sicht könnte man aber nicht so optimistisch sein. Thronfolger Leopold war vorsichtiger, und seine Regierung ist ein Argument für die These der *versäumten Gelegenheiten*. Sein Beispiel beweist, welche Reformen durch die Zusammenarbeit mit den Eliten erreichbar gewesen wären.

Niemand hat in diesem Thema so viele Archive durchforscht wie Derek Beales. Trotzdem hätte eine längere Studienreise in Ungarn zur Gestaltung eines nuancenreicheren Bildes beitragen können. Lajos Hajdu, emeritierter Professor der Rechtsgeschichte, leitete einst eine gewisse Wende in der Erforschung und Auswertung der josephinischen Reformpolitik eingeleitet. Einerseits stellte er vor, wie die lokale Administration funktionierte, andererseits deckte er die Bedeutung der ungarischen Opposition anhand der Gegenelaboraten der Ungarischen Hofkanzlei auf, die zwar die meisten Reformen bejahten, aber den verfassungsmäßigen Weg vorschlugen. Das war Leopolds Weg, wie auch Beales mehrmals betont. Leopold beobachtete mit Angst und Abscheu die Hartnäckigkeit und den Stil seines Bruders. Er hatte auch vor den Hofspionen Angst.

Die ungarischen Anhänger des aufgeklärten Absolutismus optierten für eine andere Variante dieser Regierungsform. Man könnte sagen, dass sie Josephinisten gegen Joseph waren. Für ihren Josephinismus fand Károly Kecskeméti einen treffenden Terminus: *verfassungsmäßiger Absolutismus*. Ob er hätte reibungslos funktionieren können? Er funktionierte unter Leopolds Regierung, allerdings nicht reibungslos. War dazu Josephs Härte nötig? Das ist zwar eine Spekulation, aber andererseits, wenn wir Geschichte lesen, spekulieren wir nicht auch? Und wie Robert Darnton bemerkte, wenn man über die Geschichte schreibt, spielt man Gott. Beales ist höchst vorsichtig, wofür James Melton ihn ziemlich scharf kritisiert.³ Seine Rezension bemängelt den sozialen Kontext der josephinischen Reformen. Kritisch sei hier jedenfalls angemerkt, dass es zweckmäßiger gewesen wäre, die große Monographie von David Prodan über den siebenbürgischen Bauernaufstand⁴ zu studieren, anstatt eine kleine oberflächliche Bemerkung über die Haltung des Adels während des Aufstandes von Horea in der in Budapest 1990 erschienen „Geschichte Siebenbürgens“ mit moderierter Empörung zu kommentieren. So hätte es sich herausgestellt, dass die Anzahl der Opfer nicht so einfach festzustellen ist. Die Ziffer zur Anzahl der Angehörigen der verschiedenen Religionen und Nationalitäten in Siebenbürgen sind ein wenig konfus, obwohl Károly R. Nyárády eine Ordnung in das Chaos der verfügbaren Daten gebracht hat.⁵ Die Anzahl der griechisch-katholischen Bevölkerung lag nicht bei 150.000, sondern erreichte schon 400.000. Nach Beales war die Anzahl der Juden bedeutend, in Wirklichkeit handelte es sich aber um rund 3.000. Es ist falsch, zu glauben, dass Joseph Siebenbürgen mit Ungarn in derselben Art vereinigte, wie das Banat mit Ungarn. Nur die zwei Hofkanzleien, die siebenbürgische und die ungarische, wurden vereinigt, der Hauptkanzler blieb ein Ungar, der alte siebenbürgische Kanzler amtierte weiter als Vizekanzler. Die siebenbürgische Statthaltereier blieb weiterhin tätig, und Joseph spielte nur mit der Idee, einen Woiwoden der alten Tradition entsprechend zu ernennen. Die Bedeutung von Siebenbürgen kann man nicht übertreiben. Dort war die Politik des »absolutistischen Formwillens«⁶ die radikalste in der ganzen Monarchie. Auch aus

³ <http://ehr.oxfordjournals.org/content/CXXVI/518/179.short?rss=1> (6. Dezember 2013).

⁴ David Prodan: *Răscoala lui Horea. I-II*. București 1979.

⁵ Károly R. Nyárády: *Erdély népesedéstörténete*. Hg. Árpád E. Varga. Budapest 2003.

⁶ Ausdruck nach Karl Barth: *Die protestantische Theologie im 19. Jahrhundert*. Zürich 1947.

diesem Grund hätte man aus Elke Josupeit-Neitzels Buch⁷ zitieren können. Beales (S. 478) hat die korrekten Daten aus Antal Szántays Buch⁸ missverstanden. Joseph schätzte mit der Zahl 30.000 nicht die der adligen Individuen auf, sondern die Anzahl der adligen Familien. Natürlich sind dies Schönheitsfehler, und der für diese Arbeit vorgeschlagene Oxforder Professor, Melton, hätte ein kleines östliches Exil wählen müssen. Vielleicht wäre es leichter gewesen, die alte Monarchie wieder herzustellen, als ein solches Projekt mit Erfolg zu verwirklichen. Dieser zweite Band forderte 20 Jahre harte Arbeit. Es stellt sich heraus: je mehr man sich mit einem Thema beschäftigt, desto schwerer ist es, geistreiche Schlussfolgerungen oder *Bonmots* zu fabrizieren. Höchst treffend sind solche Meisterurteile, etwa dass Joseph II. an und für sich ein Konvent war (A. J. P. Taylor) oder einen schrecklichen Genius hatte (C. A. Macartney). Aber herauszuarbeiten, was sich in einer solchen Black Box des *Bonmots* befindet, fordert langjährige Forschung.

Meisterhaft charakterisiert Beales die verschiedenen Situationen, in denen Joseph II. trotz seines Habitus ab und zu überraschenderweise flexibel war. Trotz seiner Hemmungslosigkeit, mit der er sein Reich vergrößern wollte, konnte er vorsichtig sein, vorsichtiger als der Meisterdiplomate Kaunitz. Zögernd unternahm er den schicksalhaften Schritt mit der russischen Zarin gegen das Osmanische Reich. Nach dem Tode seines großen preußischen Gegners spielte er mit dem Gedanken einer Allianz mit Preußen. Das aufregendste Kapitel betrachtet das intellektuelle und musikalische Leben in Wien, wo ein ganz anderer Joseph auf der Bühne erschien, als der von *Amadeus*. Überzeugend betont Beales, dass fast alle ungarischen Fragen militärische Fragen waren. Ungarn befand sich nämlich in einer wichtigen geopolitischen Lage, und der Kaiser wollte den Beitrag Ungarns zur Unterhaltung der Armee erhöhen. Beales versucht, im Zusammenhang mit dem Freimaurertum das Bild von der Verbreitung der aufklärerischen Ideen ein wenig zu relativieren, indem er die Zweideutigkeit der Haltung der Akteure betrachtet. Zum Beispiel hielt der ungarische Kanzler, Franz Esterházy, als Logenmeister zu seinen protestantischen Logenbrüdern, als Kanzler kämpfte er aber für die katholische Hegemonie. Dieses Moment bekräftigt die These von Beales: Joseph beschränkte den Bewegungsraum des Freimaurertums, weil er damit auch die Möglichkeit der politischen Tätigkeit der ungarischen *Malkontenten* begrenzen wollte.

Beales rehabilitiert gewissermaßen die Politik des Versagers. Die Kriege hatten fast einen finanziellen und militärischen Zusammenbruch zur Folge. Nach Beales Forschungen stellte es sich heraus, dass Kaunitz eine größere Rolle in der verfehlten Außenpolitik spielte, und Russland aus den österreichischen Fehlern profitierte. Aber die Reorganisation der österreichischen Armee durch Joseph II. ermöglichte die Beharrlichkeit in den napoleonischen Kriegen. Joseph hatte wenig Talent zur Kriegsführung, aber sein Mitgefühl für seine Armee war beispielhaft.

Das Erbe Josephs ist sehr lehrreich, dies auch unter dem Gesichtspunkt der Analyse unserer Erinnerungskultur. So etwas fordert eigentlich mehr als nur ein Kapitel. Die Motivation ist höchst kompliziert. Das berühmte „Manch Hermaeon“ wird als ein Produkt der spontanen Dankbarkeit präsentiert. Beales erwähnt leider nicht den Verfasser. Es war Ján Molnár, der slowakische evangelische Pastor,

⁷ Elke Josupeit-Neitzel: Die Reformen Josephs II. in Siebenbürgen. München 1986.

⁸ Antal Szántay: Regionalpolitik im alten Europa. Die Verwaltungsreformen Josephs II. in Ungarn, in der Lombardei und in den österreichischen Niederlanden 1785-1790. Budapest 2005, 62.

der auch Spitzel war. Dieses höchst kritische Werk ist ein Produkt der leopoldinischen Propaganda. Es ist kein Zufall, dass der zum Tode verurteilte Jakobinerführer, József Hajnóczy, seine letzte Stunde mit diesem Pastor verbringen wollte. Auch die Haltung der späteren ungarischen Liberalen wäre erwähnenswert. Lajos Kosuth stellte Joseph ab und zu als Vorbild vor, und es ist kein Zufall, dass der Herrscher ein Held der späteren ungarischen Theaterliteratur wurde. Beales hätte nicht ein wenig Ungarisch lernen müssen, aber ein paar kleine ungarische Ausflüge hätte er sich erlauben sollen.

Dem Rezensenten ist die Motivation hinter den Forschungen von Derek Beales unbekannt. So sei nur gemutmaßt, dass die Gegenwärtigkeit der Notwendigkeit der Reformen das Interesse des Verfassers für diese Problematik erweckt hat. Sein Buch führt die traurige Anatomie der Reformpolitik unter Joseph II. vor. Die Frage Jean Bérenegers bleibt somit aktuell: »Warum wagen die Historiker deutscher Zunge keine Biographie Josefs II. zu schreiben?«

Ambrus Miskolczy

Budapest

ŞINDILARIU, THOMAS: *Freimaurer in Siebenbürgen 1749-1790. Die Loge „St. Andreas zu den drei Seebblättern“ in Hermannstadt (1767-1790). Ihre Rolle in Gesellschaft, Kultur und Politik Siebenbürgens*. Kronstadt: Aldus; Heidelberg: Arbeitskreis für Siebenbürgische Landeskunde 2011. XXII, 236 S. 6 Tab. ISBN 978-973-7822-60-4 = Veröffentlichungen von Studium Transylvanicum.

Das Buch ist das Ergebnis eines vor über einem Jahrzehnt am Ungarischen Institut München abgeschlossenen Projekts von Thomas Şindilariu, damals wissenschaftlicher Mitarbeiter des Ungarischen Instituts und der Abteilung für Geschichte Ost- und Südosteuropas am Historischen Seminar der Ludwig-Maximilians-Universität München. Es handelt von einer Loge, deren Materialien ausnahmsweise ziemlich vollständig erhalten geblieben sind. Nichts illustriert besser die Rolle des Maurertums als die Tatsache, dass fast alle ungarischen Staatsmänner in verschiedenen Logen tätig waren. Der wesentliche Unterschied zwischen den ungarischen und den siebenbürgischen Logen bestand darin, dass die meisten ungarischen Logen höchst politisiert waren, während die siebenbürgischen Logen ihre Tätigkeit hauptsächlich der wissenschaftlichen Arbeit widmeten. Der bisher ausführlichste Beitrag zur Geschichte der siebenbürgischen Logen stammt aus der Feder von Ferdinand von Zieglaers, der vor etwa 130 Jahren geschrieben wurde.

Şindilariu hebt hervor, dass die erste Loge in Siebenbürgen als Ergebnis der Peregrinatio der sächsischen Studenten in Kronstadt entstand, so dass diese Rezeptionslinie jene der Reformation reproduziert. Aber der Schwerpunkt der siebenbürgischen *Freymaurererey* ist notwendigerweise der Hauptsitz des Guberniums und des Generalkommandos, also Hermannstadt (*Nagyszeben, Sibiu*). Die nach der Kronstädter Loge unter ähnlichen Umständen entstandene Loge in Hermannstadt erfuhr nach 1777 eine besondere Entwicklung. Sie integrierte bedeutende Figuren nahezu sämtlicher Nationen. Die Mitgliedschaft zählte über 250 Personen, die in den Tabellen im Anhang nach Beruf und geographischer Herkunft beispielhaft vorgestellt werden. Unter den insgesamt 276 Mitgliedern der Loge stellten die Siebenbürger mit 144 Personen eine knappe Mehrheit, die sich neben einigen Vertretern anderer Nationalitäten Siebenbürgens zu etwa gleichen Teilen aus Deutschen

und Ungarn zusammensetzte. Mehr als symbolisch ist die Präsenz einiger Pharnarioten. Unter den Mitgliedern war der bedeutende, 1787 zum Gouverneur Siebenbürgens ernannte György Graf Bánffy, der vorher Vizekanzler der vereinigten Hofkanzlei gewesen war, und deren Präsident Karl Georg Pálffy, der in derselben Periode den ungarischen Logen vorstand. Es wirft die Frage auf, ob Pálffys Freundschaft mit Samuel von Brukenthal nicht auch auf maurerischer Solidarität beruhte. In der Hermannstädter Loge befanden sich der spätere Superintendent der evangelischen Kirche Siebenbürgens (1792-1806), Johann Aurelius Müller, daneben zwei spätere kommandierende Generäle für Siebenbürgen, und Ioan Piurariu-Molnar, ein berühmter Augenarzt und wirklicher Polyhistor war, der auch eine Tuchfabrik errichten wollte und später enge Verbindungen zur Sozietät von Kaiser Leopold unterhielt, die als ein geheimes Propagandazentrum funktionierte. Man könnte auch den rumänischen Schriftsteller Ion Budai-Deleanu erwähnen, der zwar keine direkten Kontakte mit der Hermannstädter Loge hatte, dafür aber sein höchst komplexes Werk „Țiganiada“ ein Beispiel dafür ist, wie die Logenkultur die Bellettristik durchdrang. Sein Bruder, Aron Budai, übernahm die Funktion des Sekretärs der griechisch-orthodoxen Kirche von Dimitrie Eustatevici, eines ehemaligen Logenbruders.

Der Verfasser untersucht das Schicksal der Loge im Rahmen der Geschichte der Freimaurerei in der ganzen Monarchie. Die Modellfigur ist der aus Siebenbürgen stammende Ignaz von Born. Leider blieb der Nachlass von Ferenc Kazinczy außer Acht. 1786 besuchte der damalige ungarische Schulinspektor den Wiener Freimaurer von Born, der sich ihm gegenüber folgenderweise äußerte: »[...] én Magyar, az az erdélyi vagyok, és szeretném mind hazámat, mind nemzetemet, ha idegen nem volnék is. A haza áldott föld, a nemzet tiszteletet érdemlő nemzet, mert megvan saját Geprägje.«¹ Dieses unbekannte Zitat gibt die vom Verfasser beschriebene Hermannstädter Autonomiebestrebungen gegenüber der Wiener Direktoralloge wieder, deren Erfolg ihren Ausdruck in der Errichtung des Sub-Priorats Ungarn fand, das direkt dem Großprior des Ordens der strikten Observanz Deutschlands unterstand.

Dank ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit überwand die Loge St. Andreas die zahlreichen ethnischen, ständischen und konfessionellen Schranken, die Kaiser Joseph II. seinerseits mit der Umorganisation Siebenbürgens überwinden wollte. Leider blieb die geplante Geschichte Siebenbürgens ein frommer Wunsch der neuen Gesprächskultur. Die Zielsetzung klingt schön: »[...] eine diplomatisch, physisch, statistisch und ökonomisch richtige und allgemeine brauchbare Geschichte von Siebenbürgen ist nie und kann nie das Werk eines einzelnen Menschen werden.« Nach 1790 waren dann die Freimaurer die Träger der in Konflikt geratenen nationalen Bestrebungen. Johann Karl Eder, dessen Bedeutung in der Geschichtswissenschaft Șindilariu unterstreicht, polemisierte direkt mit dem *Supplex Libellus Valachorum*, der teilweise von Piurariu-Molnar verfasst wurde.

¹ »Ich bin Ungar, das heißt Siebenbürger, und ich liebe sowohl mein Vaterland als auch meine Nation, auch wenn ich kein Fremder wäre. Das Vaterland ist ein gesegneter Boden, die Nation ist eine achtungswerte Nation, weil sie eigenes Gepräge hat.« Ungarisches Original aus dem in der Bibliothek der Ungarischen Akademie der Wissenschaften aufbewahrten Nachlass Kazinczys zitiert von Ambrus *Miskolczy*: *Orpheus a világban*. Kazinczy Ferenc útja a börtönbe és kiútja a börtönből. In: Holmi 2009, September. <http://www.holmi.org/2009/09/miskolczy-ambrus-orpheus-a-vilagban> (6. Dezember 2013).

Die Arbeit Şindilarius ist nicht auf die Geschichte der Loge als solche beschränkt, sondern verfolgt den Lebensweg der Mitglieder als Träger des neuen Gedankengutes über die Schließung der Loge hinaus. Natürlich kann man auf solche Fragen, wie sich der Einfluss der Mitgliedschaft in der Loge etwa auf die Arbeit des Guberniums nachweisen lässt oder wie sich Entwicklungen in der Geistesgeschichte Siebenbürgens ausmachen lassen, die ihren Ursprung in der Hermannstädter Loge hatten, immer neuere Fragen stellen, da die möglichen Antworten von Informationen abhängen, die offenkundig zwischen den Zeilen versteckt sind oder sich in der sprachlosen Tätigkeit der Akteure ausdrücken. Man hätte die bekannte Tatsache erwähnen können, wie Samuel von Brukenthal die Wut des Kaisers gegen Miklós Graf Wesselényi mildern wollte, als dieser seinen Nachbarn wie ein mittelalterlicher Oligarch angegriffen hatte. Şindilariu bestätigt, dass Wesselényi später an der postmaurerischen Geheimbewegung „Diana“ teilnahm, und Gouverneur Bánffy die offiziellen Untersuchungen hintertrieb und so einen Jakobinerprozess in Siebenbürgen verhinderte. Leider entging das Memorandum der Magnaten und Adligen von 1787 dem Blickfeld des Verfassers. Der Kaiser verordnete eine Untersuchung gegen die Verfasser des Memorandums. So stellte es sich heraus, dass László Türi, Protonotar und später Gubernialrat, auch einer der Verfasser war, angeblich stammten die naturrechtlichen Ideen aus seiner Feder. Gouverneur Bánffy analysierte die verschiedenen Behauptungen und Gegenargumente, und am Ende ist die ganze Affäre zu einem Dialog mit dem Kaiser geworden, der ausnahmsweise ohne verachtungsvolle Bemerkung die Faszikel ad acta legen liess. Dieser Vorgang könnte als Beispiel dafür dienen, wie die Logenkultur die Konflikte zu mildern vermochte.

Das Buch von Thomas Şindilariu ist derzeit die beste Analyse der freimaurerischen Welt im historischen Siebenbürgen. Es wirft ein neues Licht auf die Frage, wie die Wechselwirkungen zwischen Freimaurern und *Profanen* die spätere Entwicklung der bürgerlichen Bestrebungen in dieser Region beeinflussten und ihre europäische Integration förderten.

Ambrus Miskolczy

Budapest

Lajos Thallóczy, der Historiker und Politiker. Die Entdeckung der Vergangenheit von Bosnien-Herzegowina und die moderne Geschichtswissenschaft. [Paralleltitel:] Lajos Thallóczy, historičar i političar. Otkriće prošlosti Bosne i Hercegovine i moderna istorijska nauka; Thallóczy Lajos, a történész és politikus. Bosznia és Hercegovina múltjának felfedezése és a modern történettudomány. Herausgegeben von JUZBAŠIĆ, DŽEVAD – RESS, IMRE. In Zusammenarbeit mit GOTSMANN, ANDREAS. Sarajevo: Akademie der Wissenschaften und Künste von Bosnien-Herzegowina; Budapest: Ungarische Akademie der Wissenschaften, Institut für Geschichte 2010. 262 S. ISBN 978-963-9627-37-6.

Thallóczy wurde 1857 als Ludwig Strommer in Kaschau (*Kassa, Košice*) in einer katholischen, deutschen Familie geboren, und, wie Imre Röss am Ende des Bandes die divergierenden biographischen Daten korrigiert, starb 1916 bei einem Zugunglück auf der Rückfahrt vom Begräbnis Kaiser Franz Josephs von Österreich nach Belgrad, wo er während des Krieges als »Ziviladlatus« beim Militärgubernium des besetzten Serbien eingesetzt war. Nach dem Studium nahm er aus Karrieregründen den Namen der ungarisch-kroatischen Adelsfamilie Thallóczy an und

machte in der gemeinsamen k. u. k. Finanzverwaltung als Leiter des Gemeinsamen Finanzarchivs und danach als »Referent für bosnisch-herzegowinische Kultus- und Unterrichtsangelegenheiten« Karriere. Gleichzeitig aber verfolgte er seine weitgehend positivistischen historischen Forschungen zu südslawischen und albanischen Themen weiter. Sein Tagebuch für die zweite Jahreshälfte 1914 haben Ferdinand Hauptmann und Anton Prasch 1981 in bescheidener äußerer Form herausgegeben, weitere Bände sowie die gelehrte Korrespondenz wären eine Veröffentlichung wert.

Im ersten Teil „Lajos Thallóczy – Historiker der Habsburgermonarchie“ würdigen neben Horst *Haselsteiner* und Ferenc *Glatz* vier Autoren Thallóczys Beitrag zur Geschichte und Heraldik Bosniens und der Herzegowina. Vor allem umreißt dieses Gesamtwerk auch die fast vergessenen Quelleneditionen zur mittelalterlichen Geschichte Kroatiens und Ungarns, die von der kroatischen Forschung weitgehend ignoriert werden. Im Zentrum des zweiten Teils steht der Politiker: Thallóczys staatsrechtliche Ansichten (Éva *Somogyi*), seine Haltung zum italienischen Irredentismus und zur Lage in Dalmatien (Andreas *Gottsmann*), seine Bedeutung für die Albanologie und seine Rolle (insbesondere seine Wappenstudien) für die albanische Nationalbewegung (Krisztián *Csaplár-Degovics*), seine Rolle als Bosnien-Experte bei der Aufarbeitung des Attentats auf den Thronfolger Franz Ferdinand am 28. Juni 1914 (Zijad *Šehić*) und als Zivilkommissar im besetzten Serbien seit Anfang 1916 und die Schwierigkeiten in der Konkurrenzsituation zwischen österreichischer und ungarischer Politik (Dániel *Szabó*).

Der dritte Abschnitt ist etwas ungenau „Ausstrahlung und geistiges Erbe“ überschrieben. Drei Beiträge behandeln das weite Umfeld: Die Rolle der Familie *Tallóci* im Mittelalter, deren Namen er sozusagen entlehnt hat (Tamás *Pálosfalvi*), „Soldaten aus dem Balkan in den türkisch besetzten Burgen Ungarns im 16. Jahrhundert“ (Klára *Hegyí*) und „Bosnische Franziskaner im osmanischen Ungarn“ (Antal *Molnár* zum Forschungsstand). Rüdiger *Malli* beleuchtet die Bedeutung von Thallóczys Tagebüchern für die Erforschung des Ersten Weltkrieges und seiner Auswirkungen auf die bosnisch-herzegowinische Bevölkerung – ein entschiedenes Votum für die Edition. Mína *Kujetić* und Sandra *Biletić* erleichtern mit den „Regesten der Dokumente über Lajos (Ludwig) Thallóczy im Archiv von Bosnien-Herzegowina“ aus den Jahren 1884 bis 1917 die Einsicht nicht nur in Dokumente zur wissenschaftlichen und politischen Biographie Thallóczys, sondern auch in verschiedene Themen der bosnisch-herzegowinischen Geschichte.

Die 18 mehr oder weniger kurzen Beiträge eröffnen zahlreiche neue Einsichten in Thallóczys amtliche, wissenschaftliche und – bunte – private Biographie, zugleich aber auch auf zahlreiche Themen der Geschichte des historischen Ungarn, Bosniens und der Herzegowina, der k. u. k. Monarchie und ihrer gemeinsamen Verwaltung sowie der politischen Geschichte von Thallóczys wissenschaftlicher und politisch-administrativer Lebenszeit. Sie machen auf das wissenschaftliche Werk und den Zeitgenossen aufmerksam: Ein anregender Tagungsband, den wir einer erfolgreichen ungarisch-bosnischen Kooperation verdanken.

Staat, Recht, Politik

KOLLER, MARKUS: *Eine Gesellschaft im Wandel. Die osmanische Herrschaft in Ungarn im 17. Jahrhundert (1606-1683)*. Stuttgart: Franz Steiner 2010. 228 S. ISBN 978-3-515-09663-8 = Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa 37.

Jede historische Arbeit, die von einem Verfasser stammt, der einer anderen Gemeinschaft angehört als der durch seine Themenwahl Betroffene und deshalb eine größere Distanz wahrt, hält nicht nur der behandelten Epoche, sondern auch der *nationalen Geschichtsschreibung* einen spezifischen Spiegel vor. Meinem Gefühl nach trifft dies auch dann zu, wenn der gewisse Spiegel gerade wegen der Distanz etwas verzerrt.

Die Themenwahl von Markus Koller, das Leben der ungarländischen Gesellschaft unter der osmanischen Herrschaft im 17. Jahrhundert, weckte bisher nicht viel internationale Aufmerksamkeit. Aus diesem Grund kann sie sowohl unter den internationalen als auch den ungarischen Historikern mit einem großen Interesse rechnen.

Die Arbeit beginnt mit einer langen Einführung, die mehr als ein Viertel des inhaltlichen Teils des Buches ausmacht. Es wird bereits hier klar, dass der Verfasser die in der ungarischen nationalen Geschichtsschreibung anzutreffenden Äußerungen untersuchte und bestrebt war, diese mindestens teilweise zu widerlegen. Die bisherigen Forschungen, die in der Epoche des ungarisch-osmanischen Zusammenlebens in erster Linie einen spezifischen, einmaligen Zustand entdeckt zu haben glaubten, betrachtet er nicht unkritisch. Er erinnert insbesondere an Ferenc Szakálys die These von der Doppelherrschaft (*condominium*), nach der die 150jährige osmanische Herrschaft in Ungarn einfach als ein weltgeschichtliches Kuriosum anzusehen war. Ebenso gründlich prüft er die Frage, ob es wirklich der Wahrheit entsprach, dass die osmanischen Behörden nach dem Friedensschluss von 1606 sich in die geschützten Städte zurückzogen und dass die Kadiämter nur hier weiter bestanden. Die osmanische Herrschaft verzichtete also von vornherein darauf, das Alltagsleben der ungarischen Bevölkerung zu beeinflussen; womit ermöglicht wurde, dass die ungarischen Behörden ihre Positionen im osmanisch besetzten Gebiet wieder einrichten konnten.

Der Verfasser hält auch die osmanistischen Forschungen in Ungarn mit dafür verantwortlich, dass die Geschichte der osmanischen Eroberung im 16. und im 17. Jahrhundert ungleich behandelt wurde. Das zweite Jahrhundert der osmanischen Eroberung ist tatsächlich in viel geringerem Maße Gegenstand der Forschungen aufgrund der osmanischen Quellen, als das 16. Jahrhundert.

Kapitel I beschäftigt sich mit dem Bild Ungarns in der zeitgenössischen Reiseliteratur. Diese Fragestellung ist auch deshalb von Bedeutung, weil die damals aufgezeichneten Zustände in der modernen Fachliteratur weitergegeben werden. Außer dem Siebenbürger Sachsen Johannes Tröster werden mehrere Autoren zitiert, die Ungarn als ein von den feindlichen Osmanen besetztes Land ansahen, wo es auch keine konfessionelle Einheit gab. Die Aufhebung der territorialen Zersplitterung sei also wünschenswert. Man stößt auch im Zusammenhang mit Ofen (*Buda*), der früheren Hauptstadt des Königreiches Ungarn, wo die meisten westlichen Autoren in erster Linie von der Zerstörung berichteten, auf die gleiche Meinung.

Markus Koller korrigiert dieses Bild vor Allem anhand der Werke des namhaften ungarischen Kunsthistorikers Győző Gerő und der Reisebeschreibung von Evliya Çelebi, des türkischen Weltreisenden im 17. Jahrhundert. Er macht darauf aufmerksam, dass man über die osmanische Lebensform und das Vorhandensein auch militärischen und kommerziellen Zielen dienenden Schiffsbrücken auch in den westeuropäischen Werken lesen kann. Die Osmanen errichteten neben den verfallenden Gebäuden europäischen Stils schöne Gebetsstätten und Bäder für religiöse Zwecke. Der ungepflegte Zustand der Wohngebäude lässt sich darauf zurückführen, dass die hier dienenden Beamten und Offiziere es sich nichts kosten ließen, weil sie befürchteten, diese könnten leicht den Angriffen der Christen zum Opfer fallen.

Um zu einer Schilderung des Ungarnbildes der Osmanen zu kommen, untersucht der Verfasser zunächst die geographischen Werke. Er benützt neben dem durch Gottfried Hagen bearbeiteten Wiener Manuskript von Katib Çelebi das Werk von Abu Bekr Dimiški. Er ließ sich einerseits über die Beschaffenheit des Verwaltungssystems im osmanisch besetzten Ungarn aus, andererseits über die These einer angeblich sehr niedrigen Bevölkerungszahl.

Kapitel II beschäftigt sich mit den konfessionellen Verhältnissen in den osmanisch besetzten Gebieten. Hier zeigt sich in aller Deutlichkeit der Unterschied zwischen der Sichtweise des Autors und der Sichtweise, die sich in der ungarischen Geschichtsschreibung eingebürgert hat. Es fällt auf, dass er seine Darstellung mit der Erörterung von Fragen beginnt, die in erster Linie die Südslawen berühren. Fakt ist, dass das ungarische Ethnikum beim Vorrücken der Osmanen sich nach Norden absetzte, und dass in den südlichen Gebieten bis zur Linie von Szeged sich zu meist südslawisch sprechende Siedler niederließen. Dessen ungeachtet finde ich es als unverhältnismässig, dass er die religiösen Verhältnisse Osmanisch-Ungarns mit der Geschichte der serbisch-orthodoxen Kirche im 16. Jahrhundert beginnt. Obwohl die serbische Fachliteratur sowie László Hadrovics und Srećko Džaja, neuerdings auch Antal Molnár überzeugend behaupten, dass die serbische Nationaldynastie die Erinnerungen an die Nemanjiden bewahrte und die Gegend, wo das serbische Volk und die serbische Kirche in Erscheinung traten, für das Gebiet der künftigen serbischen Staatlichkeit hielt, überkam auch mich, gleich dem Autor, der Zweifel, den Markus Koller folgendermaßen zusammenfasste: »Auf der Grundlage des für die Studie herangezogenen Quellenmaterials bleibt die Frage offen, in welchem Maß in den osmanischen Gebieten Ungarns die wahrscheinlich noch lebendige Erinnerung an die Despoten in die Gedenkkultur eingegangen ist und deshalb der Bezug auf die vorosmanische Geschichte ausgeprägt war.« Die auf diese Zeilen folgenden Überlegungen, wonach Matthias Hunyadi nach der Besetzung Konstantinopels Vuk Brankovic gestärkt hatte, der in den Reihen der ungarischen Aristokratie Platz nahm, ist kein Beweis dafür, dass die Verehrung der serbischen Herrscher seit dem 15. Jahrhundert lebendig geblieben wäre; auch wenn dem so wäre, hätten die kulturtragenden Gruppen wegen der ständigen Ortswechsel keinerlei epochenübergreifende Beständigkeit aufweisen können.

Im Gegensatz zur mehrheitlichen Meinung der ungarischen Geschichtsschreibung, allerdings mit Verweis auf Antal Molnárs Arbeiten schlussfolgert Koller, dass die muslimischen Gebiete über keine protestantisch reformierte Dominanz verfügten. In der Umgebung Fünfkirchens, in den Komitaten Baranya und Somogy, ferner in der Tiefebene blieb der Katholizismus stärker erhalten, als das in Transdanubien der Fall war. Nach alledem überrascht es nicht, dass er dem osmanischen

Beziehungssystem der nach Meinung ungarischer Historiker mehrheitlich reformierten Gläubigen und deren Siedlungen nicht viel Aufmerksamkeit schenkt. Diese These hatte und hat heute noch vorzügliche Vertreter in Ungarn. Neben Ferenc Szakály darf die Tätigkeit von Mihály Balázs nicht übergangen werden, der eben Komitat Baranya eine beachtliche Gemeinschaft der Antitrinitarier nachwies. Für die Klärung der religiösen Fragen und für die im Buch ausführlich behandelte katholisch-missionarische Tätigkeit scheint der Gebrauch der einschlägigen Quelleneditionen über die missionarische Tätigkeit in den besetzten Gebieten unerlässlich. Es ist jedoch hervorzuheben, dass der Verfasser die von István György Tóth besorgte zweibändige Sammlung von Urkunden aus den Beständen der *Congregatio de Propaganda Fide* ausgeschöpft hat. Die Arbeit behandelt in einer mit der ungarischen Fachliteratur übereinstimmenden Art den Gegensatz einerseits zwischen den bosnischen Ordensbrüdern, die die Unterstützung des Vatikans genossen und um ein gutes Verhältnis mit den örtlichen osmanischen Würdenträgern bemüht waren, andererseits der Jurisdiktion der vor den Osmanen nach Tyrnau (*Nagyszombat, Trnava*) geflohenen Graner Erzbischöfe. In dieser Auseinandersetzung übernahmen auch die Jesuiten eine Rolle. Der von den Osmanen besetzte Landesteil wird von Koller als ein Gebiet geschildert, in dem die verschiedenen Ethnien und Religionen in einer Art des friedlichen Nebeneinanders lebten. Die entsprechenden Beispiele stammen fast ausschließlich aus Gebieten, die an die von Südslawen besiedelten südlichen Landesteile angrenzten.

Nach den christlichen Gemeinschaften wendet sich der Autor dem Alltagsleben der ungarländischen Muslime zu. Die Zentren der Muslimkultur waren die Dschamis und die verschiedenen Derwischklöster. Bei diesem Thema stützt sich der Verfasser in erster Linie auf die Forschungen von Gábor Ágoston und Balázs Sudár; für das ganze Kapitel verwendet er die Reiseberichte von Celebi. In diesem Teil steht die überraschende Äußerung zu lesen, dass im 17. Jahrhundert mehr Personen zum Islam übertraten, als ein Jahrhundert zuvor. Es fragt sich aber, welche Gültigkeit die von Halil İnalçık im Allgemeinen formulierte These für die ungarische Gesellschaft besitzt. Klára Hegyi wies bei den Wachmannschaften der osmanischen Burgen neue Konvertiten nach, diese Tendenz war jedoch bei den bereits früher dort dienenden südslawischen Soldaten orthodoxer Religion charakteristisch. Die Konversion des ungarischen Ethnikums kann überraschenderweise aus den Quellen nur in einer sehr kleinen Anzahl nachgewiesen werden.

Kapitel III beschäftigt sich mit der Autonomie der Gemeinschaften ungarischer Städte. Nach der in der ungarischen Historiographie eingebürgerten These entfaltet sich nach dem Frieden von 1606 die ungarischen Behörden auch in den von osmanisch besetzten Gebieten. Klára Hegyi erwähnt in einer ihrer Studien, dass die Städte über eine viel größere innere Selbstverwaltung verfügten, als das im Osmanischen Reich der Fall war.

Markus Koller ist anderer Meinung und setzt deshalb das Wort *Autonomie* stets in Anführungszeichen. Er beginnt seine Ausführungen in diesem Zusammenhang mit einem Zitat aus einer 1971 in Graz erschienenen Studie Ferenc Szakálys, in der die Rückständigkeit des von den Osmanen besetzten Gebietes im Verhältnis zu anderen Gebieten des Königreiches Ungarn aus den einfacheren wirtschaftlichen Verhältnissen des Osmanischen Reiches hergeleitet wird. Demgegenüber behauptet Koller, dass beispielsweise Debrecen bereits kurz nach der osmanischen Eroberung eine grössere gerichtliche Freiheit besass als unter den ungarischen Königen. Die beiden Sichtweisen reden gewissermaßen aneinander vorbei: Der eine spricht

über die Verkleinerung des wirtschaftlichen Potenzials, der andere über die juristischen Möglichkeiten einer Stadt. Es ist jedoch herauszulesen, dass Koller die eroberten Gebiete bei Weitem nicht so rückständig sieht wie die ungarischen Historiker.

Dieses Problem veranlasste den Verfasser zur Untersuchung der ungarischen Stadtentwicklung. Hier sind drei Kategorien zu unterscheiden. Die Tarnakmeister-Städte und die freien königlichen Städte wurden als *civitas* angesehen. Außerdem gab es eine größere Anzahl von Siedlungen quasistädtischer Struktur, die sich im Besitz von einzelnen Gutsherren befanden. Diese wurden *oppidum* genannt. Weil auch die ungarische Fachliteratur feststellte, dass das *oppidum* genannte Gebilde im 16. Jahrhundert aufblühte, indem es beispielsweise Teil an der Wein- und Rinderausfuhr in Richtung süddeutscher Städte teilnahm, kann die These über die wirtschaftliche Rückständigkeit nach Meinung des Verfassers nicht standhalten.

Im Widerspruch zu der in der ungarischen Fachliteratur eingebürgerten Ansicht unternimmt Koller den Versuch, die Rolle des als Hauptakteur der ungarischen Gemeinschaft geltenden Richters neu zu bewerten. Die *oppida* – teilweise von der gutsherrlichen Abhängigkeit befreit – verfügten hinsichtlich der juristischen und gerichtlichen Praxis über eine bedeutende Selbständigkeit. Das zeigte sich auch darin, dass sie ihre Vorsteher selbst wählten. Der Verfasser meint aber, dass die Richter nur die verlängerten Arme der Kadiämter gewesen seien, die die Steuern für die osmanische Verwaltung eintraben und die Prozeßsachen abwickelten. Dieser Standpunkt widerspricht der ungarischen Forschungsmeinung, wonach die ungarische Selbstverwaltung im osmanisch besetzten Gebiet sich neu entfaltet habe. Nach Koller stärkten die Vorsteher der *oppida* als Beamte des osmanischen Staates die osmanische Herrschaft.

Die Grundlage für die Behauptung des Verfassers bildeten zwei Urkunden, die er als Mikروفilmkopie der in Wien aufbewahrten Originale im Ungarischen Staatsarchiv benutzte (W797, 85, 86). Die beiden türkischen Urkunden handeln von der bedeutenden Rolle des Kadis bei der Ernennung des Richters. Dass wir vorläufig kein einziges Bestätigungsschreiben an einen Richter kennen, beweist dem Verfasser zufolge nichts, sei doch aus dieser Zeit kaum ein Kadi-Protokoll erhalten geblieben. Koller will seine These auch damit stützen, dass der Richter in den Steuerverzeichnissen als eine Person ohne Abgabepflicht angeführt ist. Es trifft zu, dass der Richter sowohl in Bezug auf die Zahlung der kollektiven Steuer als auch auf die Abwicklung der Hinrichtung der zum Tode Verurteilten mit den osmanischen Behörden zusammenarbeiten musste. Die obige Überlegung ist beachtenswert, aber die Anzahl der entsprechenden Quellen müsste noch erhöht werden.

Nach Koller wurde die irrtümliche Vorstellung von der städtischen Autonomie von den ungarischen Historikern deshalb aufgegriffen, weil sie die verbreitete Pauschalbesteuerung für eine ungarische Besonderheit hielten, obwohl sie im 17. Jahrhundert auch in anderen Teilen des Reiches vorkam. Es stimmt, dass das Verfahren, in dem die Siedlungen die Steuer summarisch bezahlten, von der ungarischen Geschichtsschreibung nicht in einem breiteren geographischen Kontext untersucht wurde. Sie gab sich mit der Vorgehensweise zufrieden, wie wir sie zu Debrecen bei Klára Hegyi nachlesen können, die neben der Entrichtung der Steuern die Ablösung der Gerichtsgebühren und Strafgelder aufgrund der im Stadtarchiv verwahrten türkischen Urkunden nachwies. Zum anderen gibt es auch dafür Beispiele, dass die osmanischen Behörden nur zögernd Pauschalbeträge annahmen. In Szeged beispielsweise taten sie das nie.

Der Verfasser weist für Bosnien nach, dass die meisten Maßnahmen der Zentralgewalt infolge der Grenzlage in die Hände der dortigen muslimischen Notabilitäten wechselte, die dem Aufgabenbereich der ungarischen Richter ähnlich die örtlichen Gemeinschaften verwalteten und die Interessen der Zentralgewalt wahrten. Das Beispiel enthält bestimmt Beherzigenswertes, aber wir dürfen nicht vergessen, dass die bosnisch-muslimische Gesellschaftsstruktur nicht mit der ungarischen Selbstverwaltung der Marktflecken gleichzusetzen ist. Ich leugne nicht, dass diese Frage auch mich zum Nachdenken anregt. Es wäre gewiss eine lohnende Aufgabe, sie mit der Analyse der Schriftlichkeit ungarischer Marktflecken und der relativ zahlreich erhaltenen türkischen Urkunden neu aufzurollen.

Nach der Studie von Gustav Bayerle¹ finden wir uns im türkischen Archivmaterial der ungarischen Städte verhältnismäßig leicht zurecht. Die türkischen Urkunden von Debrecen befinden sich auf der Website des Stadtarchivs und sind in guter Qualität lesbar.² Eines der vollständigsten, aus dem 17. Jahrhundert stammenden Konvolute enthält die Schriftstücke von Mezötúr, des bedeutenden protestantischen Zentrums im Gebiet östlich der Theiß. Die Ungarische Akademie der Wissenschaften ließ das Material – zusammen mit jenem anderer Marktflecken – durch den in Halle promovierten Orientalisten János Repiczky ins Ungarische übersetzen, doch die Publikation wurde nicht realisiert.³ Das Material schildert äußerst anschaulich die im 17. Jahrhundert entstandene Lage. Die meisten türkischen Texte beschäftigen sich mit einer Vermögensfrage, mit Pachtverträgen zwischen der Stadt und den Notabilitäten oder mit der Untersuchung von Todesfällen sowie der Entrichtung beziehungsweise Erlassung der Steuerpacht. Mezötúr flehte ununterbrochen auf dem Diwan des Paschas von Erlau (*Eger*), man möge sie von den Übergriffen der irregulären Soldaten und der osmanischen Beamten beschützen. Der Diwan erkannte die Berechtigung dieses Ansuchens an, genehmigte aber nur sehr schwer das bewaffnete Auftreten gegen Freischärler.

Kapitel IV analysiert die Veränderung des Besteuerungssystems. Demnach verlor die früher als wichtigste Steuerart zählende Kopfsteuer ihre Bedeutung. An ihrer Stelle wurden die früher unsystematisch erhobenen Abgaben beständig, und die Bevölkerung musste die örtlichen Dignitären mit Naturalien versorgen. Mit der Änderung der Einwohnerzahl im 16./17. Jahrhundert und den wirtschaftlichen Bezüge des demographischen Wandels, zum Beispiel mit der Änderung des als Steuereinheit geltenden *hane*, hat sich Géza Dávid beschäftigt. Seine Ergebnisse sollten in größerem Maße verwertet werden.

Nach der Schilderung des Steuerwesens sieht Koller mit Hilfe auch einer anderen Methode es als erwiesen an, dass die osmanische Verwaltung ihren Einfluss über die ungarischen Gebiete nicht verloren habe. Er vertritt die Meinung, dass die ständig in den Burgen stationierten osmanischen Soldaten – deren bedeutender Teil aus dem Zentrum stammte –, die staatlichen Einnahmen als Steuerpacht in Besitz nahm. So betrachteten sie die Steuerpacht mittelbar als eine mögliche Variante des Weiterbestehens der Zentralverwaltung. Da die materiellen Quellen in die Hände der Wachmannschaften der Burgen kamen, und die Finanzkraft der Spahis nicht ausreichte, um ihren gewohnten militärischen Aufgaben zu genügen, wur-

¹ Gustav Bayerle: Ottoman records in the Hungarian archives. In: Archivum Ottomanicum 4 (1972) 5-22.

² http://hbml.archivportal.hu/kateg-129-1-torok_oklevelek.html (8. Dezember 2013).

³ Országos Széchényi Könyvtár, Budapest. Handschriftenabteilung, Quart. Hung. 446.

den letztere die Verlierer des Systemwechsels, obwohl sie ihre Freistellung vom Militärdienst ebenfalls mit Geld zu erwirken hatten.

Die wichtigsten Feststellungen des Buches werden zum Schluss wiederholt. Koller hält das Ungarn der Untersuchungszeit nicht für ein Gebiet, in dem sich ein *eiserner Vorhang* niedergelassen hätte, sondern für ein Grenzgebiet, das trotz der osmanischen Eroberung sowohl in der westeuropäischen als auch in der osmanischen Entwicklung seinen Platz hatte.

Das Buch ist von der Absicht durchdrungen, mit den Ergebnissen der ungarischen Historiographie zu polemisieren. Woran liegt es, dass fast jedes Kapitel auf diesem Meinungsunterschied aufbaut? Haben sich ungarische Osmanistik und Historiographie derart geirrt?

Meines Erachtens müssen wir auf die vor gut anderthalb Jahrhunderten begonnenen ungarischen Quellenforschungen und Quellenerschließungen zurückblicken. Die Bewertung dieser Epoche durch die ungarische Historiographie entstand vor allem auf der Grundlage jenes Quellenmaterials, das die grosse Forschungswelle des 19. Jahrhunderts bekannt machte. Die Ungarische Akademie der Wissenschaften bezeichnete von ihrer Gründung an die Erschließung der Quellen zur osmanischen Zeit als ihre vorrangige Zielsetzung. Die Forschungen betrafen das ungarische und das türkische Urkundenmaterial der ungarischen Regierungsorgane in der Hauptstadt, vor allem des Kammerarchivs, der Provinzbehörden sowie des ehemals osmanisch besetzten Gebiets. Die Arbeit des von der Akademie beauftragten, oben erwähnten János Repiczky wurde von Áron Szilády fortgesetzt, der die Übersetzungen teilweise ergänzte. Er gab zusammen mit Sándor Szilágyi eine zweibändige Quellensammlung heraus, welche die türkischen Urkunden einer ganzen Reihe von Marktflecken in ungarischer Übersetzung enthält.⁴ Mit dieser Edition ist in Europa etwas Einmaliges geschaffen worden. Die Publikation entspricht freilich nicht in jedem Fall den heutigen Erfordernissen. Dennoch benützt sie die Forschung nach wie vor, obwohl für eine neue kritische Bearbeitung die Situation herangereift ist. Die Originalurkunden sind in den Archiven der Marktflecken vorhanden, die Kontrolle der Übersetzungen ist möglich. (Eine Ausnahme bildet Mezötúr, dessen Material nicht erfasst wurde, aber im Original dem Wissenschaftler zur Verfügung steht.)

Die fragliche Quellenedition sowie die Archivmaterialien von Städten, Komitaten und von Landesinteresse zeigen, dass die osmanischen Behörden in Ungarn in stärkerem Maße ungarisch, als türkisch korrespondierten. In den Urkunden von Mezötúr aus dem 17. Jahrhundert ist unüblicherweise sogar ein Teil der im Diwan des Erlauer Paschas getroffenen Entscheidungen in ungarischer Sprache überliefert. Als Ferenc Salamon 1886 die erste Zusammenfassung über die osmanisch-ungarischen Gebiete (in zweiter Auflage) veröffentlichte, regten ihn dazu die in der Landes- und der Lokalpresse in großer Anzahl erschienenen Daten an. Sein Buch erschien bereits ein Jahr später in deutscher Übersetzung.⁵ Die damaligen Wissenschaftler waren überrascht zu erkennen, dass man zur Untersuchung des größeren Teils der Quellen zur osmanischen Herrschaft in Ungarn keine Fremdsprachen-

⁴ Sándor Szilágyi – Áron Szilády: Okmánytár a hódoltság történetéhez Magyarországon. Török-magyarokori történelmi emlékek. I-II. Pest 1863.

⁵ Ferenc Salamon: Ungarn im Zeitalter der Türkenherrschaft. Ins Deutsche übertragen von Gustav Jurány. Leipzig 1887. Die ungarische Originalausgabe: Magyarország a török hódítás korában. Pest ¹1864, ²1886.

kenntnisse brauchte. Im Einklang mit den früheren historiographischen Werken sah man in Osmanisch-Ungarn einen Teil des Königreiches Ungarn, und ebenso behandeln die Wissenschaftler unserer Tage den betreffenden Raum.

So ist die Praxis entstanden, dass das Osmanisch-Ungarn des 16./17. Jahrhunderts nicht nur osmanistisches, sondern zahlreich auch orts- und städtegeschichtliches Interesse auf sich zieht. Aus den Datenreihen der Quellen wird verständlich, dass im 17. Jahrhundert die Beziehungen zu den Institutionen des ungarischen Königreiches enger scheinen, als jene zur Hohen Pforte. Mittelbar bestätigt wird dies dadurch, dass – wie von Koller richtig vermerkt – die osmanistische Forschung in Ungarn sich vor allem auf das 16. Jahrhundert konzentriert. Dass dem so ist, ist gleichfalls auf die Quellenlage zurückzuführen. Pál Fodor und Géza Dávid betonen, dass das System der Steuerkonskriptionen bis zum 17. Jahrhundert sich grundlegend gewandelt habe. Die SteuerdeFTER sind Kopien und bieten keine authentischen Daten. Während die archontologischen Forschungen von Géza Dávid für das 16. Jahrhundert beinahe vollständige Datenreihen zu den Beglerbeys und Sandschakbeys ergeben, gibt es kaum eine Quelle für das 17. Jahrhundert, die ähnlich brauchbar wäre. Diese Gründe führten dazu, dass die Wissenschaftler eher mit den leichter erschließbaren Quellen zum 16. Jahrhundert arbeiten.

Ich stimme mit Markus Koller darin völlig überein, dass das von Ferenc Szakály betonte *condominium* nicht als ungarländisches Kuriosum angesehen werden kann. Meine eigenen Forschungen über das System der Vasallenstaaten und Gemeinschaften führten zu ähnlichen Ergebnissen. Auch das Fürstentum Siebenbürgen war keine einmalige Erscheinung, es gab viele ähnliche Entitäten im Osmanischen Reich. So las ich mit Vergnügen die Ausführungen sowohl über die ähnlichen *condominien* in der Weltgeschichte als auch über die Frontier-Forschungen. Eines habe ich aber vergeblich gesucht im Buch: die Analyse der Institutionen des ungarischen Königtums. Szakály schilderte in einer Reihe von Artikeln und in einer Monographie, wie im 17. Jahrhundert das Selbstverteidigungssystem der Bevölkerung des besetzten Gebietes, die Bauernkomitate (*parasztvármegyék*) entstanden.⁶ Er bearbeitete das Quellenmaterial der ungarischen Besteuerung im osmanischen Besatzungsgebiet.⁷ Er setzte sich mit der Beziehung zwischen den Marktflecken und der Reformation auseinander.⁸ Diese Arbeiten sehen die Besonderheit der osmanischen Herrschaft in Ungarn darin, dass die ungarischen Gemeinschaften in jener Epoche sich nicht selbst überlassen wurden. Heutzutage wird in der wissenschaftlichen Gemeinschaft die Meinung verbreitet, dass es nach Mohács keine ungarische Staatlichkeit mehr gegeben hätte, an ihre Stelle wäre die habsburgische Verwaltung getreten. Die Quellen zeigen aber eine ausgepögte Fähigkeit der Institutionen der Komitate, der Grundherren und der Kirche, ihre eigenen Interessen zu wahren, auch in den osmanisch besetzten Gebieten ständig präsent zu sein.⁹

Bei alledem handelt es sich hier um ein interessantes und datenreiches Buch, welches das osmanisch beherrschte ungarische Landesteil auch in seiner Anschauung in ein neues Licht rückt. Es ist eine nützliche Lektüre für diejenigen, die sich

⁶ Ferenc Szakály: *Parasztvármegyék a XVII. és a XVIII. században*. Budapest 1969.

⁷ Ferenc Szakály: *Magyar adóztatás a török hódoltságban*. Budapest 1981.

⁸ Ferenc Szakály: *Mezőváros és reformáció*. Budapest 1995.

⁹ Géza Pálffy: *The Kingdom of Hungary and the Habsburg Monarchy in the Sixteenth Century*. Boulder/Colorado 2009.

für das Thema wissenschaftlich oder allgemein interessieren, und wird sicherlich viele zu neuen Forschungen anregen.

Sándor Papp

Szeged / Budapest

Correspondance diplomatique relative à la guerre d'indépendance du prince François II Rákóczi (1703-1711). Édition de documents établie par TÓTH, FERENC. Paris: Éditions Honoré Champion 2012. 609 S. ISBN 978-2-7453-2329-3 = Bibliothèque d'Études de l'Europe Centrale 9.

Der 1874 von dem französischen Verleger Honoré Champion (1846-1913) in Paris ins Leben gerufene und nach seinem Gründer benannte Verlag, der 1973 an das schweizerische Verlagshaus Slatkine verkauft wurde, ist vor allem durch wissenschaftliche Publikationen zur Literaturgeschichte, Philosophie und Geschichte sowie zur vergleichenden Sprach- und Literaturwissenschaft bekannt geworden. Einen nicht unbedeutenden Schwerpunkt bilden zudem Editionen, die freilich im deutschen Sprachraum immer weniger Resonanz finden. Die Zahl der Bibliotheken etwa, die in Deutschland das 2009 von Maria-Cristina Pitassi in sechs Bänden herausgegebene „Inventaire critique de la correspondance de Jean-Alphonse Turretini“ anschafften, lässt sich an einer Hand abzählen. Nicht viel besser steht es um die 2010 von dem französischen, auf das frühneuzeitliche Ostmitteleuropa spezialisierten Historiker Daniel Tollet begründete „Bibliothèque d'études de l'Europe Centrale“. Der geographische Schwerpunkt dieser innovativen Schriftenreihe, in der bisher pro Jahr rund drei Bände erschienen, liegt auf Südosteuropa, genauer auf Ungarn. Die vorliegende Edition, die Auszüge der diplomatischen Korrespondenz aus der Zeit des von Ferenc II. Rákóczi geführten Unabhängigkeitskrieges der Jahre 1703 bis 1711 enthält, fügt sich insofern ausgezeichnet in einen bereits bestehenden thematischen Schwerpunkt ein. Dass gerade in Frankreich bis zur Gegenwart ein starkes Interesse am frühneuzeitlichen Ungarn besteht, hat viele Ursachen, die auch mit Aspekten moderner Migration und Wissenschaftsorganisation zusammenhängen.

Vor dem Hintergrund der ungarisch-österreichischen Konfliktgeschichte bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts spielten Quellenpublikationen namentlich zu den einzelnen Adelsaufständen in Ungarn stets eine wichtige zeitgeschichtliche Rolle. Als Joseph Fiedler 1855 den ersten Band seiner „Actenstücke zur Geschichte Franz Rákóczy's und seiner Verbindungen mit dem Auslande“ in Wien veröffentlichte, zeigte er sich zuversichtlich, dass »durch die Veröffentlichung dieser Actenstücke ein wichtiger, bisher fast ausschliesslich nach den Angaben der ungarischen Parteiführer selbst, wie natürlich, höchst einseitig behandelter Abschnitt der vaterländischen Geschichte in mancher Beziehung ein neues Licht und neue Gestalt erhalten« (S. VII) dürfte; die »politische Wichtigkeit dieser Publication« (S. X), so Fiedler, sei unstrittig. Auch auf diese Zusammenhänge geht Ferenc Tóth in der Einleitung zu seiner eigenen Auswahledition ein, die nicht nur die intensiven Beziehungen zwischen Frankreich und Ungarn im 17. und 18. Jahrhundert widerspiegelt, sondern auch das beinahe durchgehend problematische Verhältnis zwischen dem französischen Hof und dem Kaiserhof in Wien.

Die Auswahledition basiert auf langjährigen Vorarbeiten des 1994 verstorbenen Altmeisters der ungarischen Frühneuezeitforschung, Kálmán Benda, der ur-

sprünglich eine vollständige Erfassung und Veröffentlichung des einschlägigen Quellenmaterials angestrebt hatte. Als Referenzwerk, besonders für die engeren editionsphilologischen Entscheidungen, diente Tóth vor allem die Edition „Correspondance diplomatique de François II Rákóczi 1711-1735“, die Béla Köpeczi 1999 in Budapest herausgab. Mit Blick auf die konkurrierenden Editionen und Editionstypen wird man bei Tóths Werk am ehesten von einer Studien- oder Leseausgabe sprechen dürfen. Nicht in französischer Sprache verfasste Schriftstücke wurden übersetzt, chiffrierte Texte ausschließlich in entzifferter Form präsentiert. Der Herausgeber entschied sich im Grundsatz für modernisierende Eingriffe in Orthographie und Interpunktion, ohne deren Qualität und Umfang allerdings näher zu beschreiben. Eine Dokumentation der Textgenese, mithin eine Darstellung von Entstehungsstufen und Überlieferungen, war ebenso wenig beabsichtigt wie die Ausarbeitung eines umfassenden sachkritischen Apparats. Der Leser erhält lediglich sparsame Hinweise auf Personen oder Ereigniszusammenhänge, die ein unmittelbares Verständnis des Quellentextes erleichtern sollen. Umfangreicher wird der historische Kontext in der hundertseitigen Einführung angesprochen, die zugleich einen Überblick über den aktuellen internationalen Forschungsstand vermittelt.

Zahlreiche Schriftstücke, vor allem diejenigen aus den Archives du Ministère des Affaires Étrangères in Paris, werden erstmalig publiziert, andere sind dem Leser bereits aus früheren Quelleneditionen bekannt. Ihre Auswahl und Anordnung lässt zwei unterschiedliche Zielsetzungen erkennen. Zum einen sollen die Persönlichkeit von Ferenc II. Rákóczi, sein individueller Lebensweg und sein politisches Denken, aber auch die Familie im Rahmen der ungarischen Adelsgesellschaft und -kultur vorgestellt werden. Zum anderen stehen die im engeren Sinn diplomatiegeschichtlichen Verwicklungen, also Korrespondenzen von Gesandten, höfische Initiativen und europäische Entscheidungsträger, während des Konflikts der Jahre 1703 bis 1711 im Mittelpunkt. Die Zuordnung der einzelnen Schriftstücke in sieben Themenfelder lässt diese doppelte Zielsetzung klar erkennen: Die Rákóczi und Ungarn im 17. Jahrhundert; Kindheit und Jugend von Ferenc II. Rákóczi; Ursachen des ungarischen Unabhängigkeitskrieges und sein Ausbruch; Staat und Armee in Ungarn in der Epoche von Ferenc II. Rákóczi; Auswärtige Politik Frankreichs und Ungarn; Ende des Unabhängigkeitskrieges; Rákóczi im Exil.

Was die moderne Editionswissenschaft allgemein als Stärken und Schwächen von Studien- und Leseausgaben herausgearbeitet hat, lässt sich exemplarisch an der vorliegenden Auswahledition bestätigen. Ein Werk wie das vorliegende ist für die Lehre und auch für breitere Orientierung von Nutzern verschiedener Fachdisziplinen ohne Frage von Nutzen, zumal die Lektüre der einzelnen Schriftstücke in Originalsprache aufgrund fehlender Latein- und Ungarischkenntnisse oft gar nicht möglich sein dürfte. Für einen solchen Nutzerkreis ist allerdings der Preis des Werkes mit Abstand zu hoch. Der Fachmann wiederum wird die zum Abdruck gelangten Schriftstücke ohne zuverlässige textgenetische Apparate kaum sinnvoll verwenden können.

BETHKE, CARL: *Deutsche und ungarische Minderheiten in Kroatien und der Vojvodina 1918-1941. Identitätswürfe und ethnopolitische Mobilisierung*. Wiesbaden: Harrassowitz 2009. 718 S. 17 Tab. 5 Abb. ISBN 978-3-447-05924-4 = Balkanologische Veröffentlichungen 47.

Carl Bethkes Monographie ist für die Historiker, die sich in Zukunft mit verschiedenen Aspekten dieses Themas auseinandersetzen möchten, unentbehrlich. Es gibt dafür mehrere Gründe.

Erstens basiert die Monographie auf einer sehr breiten Quellengrundlage. Neben der einschlägigen Fachliteratur, den Memoiren, damaligen Zeitschriften und Zeitungen analysierte der Verfasser nicht nur relevante Materialien aus Archiven in Deutschland, Serbien und Kroatien, sondern auch die im Ungarischen Staatsarchiv aufbewahrten Dokumente. Diese Quellenbasis ermöglichte ihm nicht nur die Untersuchung der inneren Geschichte der Minderheiten, sondern auch ihrer Beziehungen zum jeweiligen Mutterland und ihrer »internationalen Einbettung«. Für die Darstellung der gesellschaftlichen Struktur und wirtschaftlichen Lage der beiden Minderheiten verwendete Bethke sogar auch die Veröffentlichungen der statistischen Ämter des ehemaligen Jugoslawien und Ungarns.

Zweitens nutzt der Verfasser das Mittel des historischen Vergleichs. Das bedeutet zwar nicht, dass die Minderheiten in der Studie 1:1 gegenübergestellt werden (vgl. S. 39), aber diese Methode ermöglicht konturierte Ergebnisse im Hinblick auf die Geschichte der Deutschen in Jugoslawien.

Drittens untersucht Bethke sein Thema methodenorientiert. Die Anwendung des Begriffs *ethnische Mobilisierung* beziehungsweise Milton J. Esmans sieben Parameter zur Prüfung des Erfolgs ethnischer Mobilisierung (*politische Opportunität, Führerschaft, Ideologie, Organisation, Ziele, Ressourcen, Strategien und Ziele*) erweisen sich in diesem Fall zweifelslos als fruchtbar. Die Analyse nach diesen Parametern entfaltet dem Leser ein umfangreiches Bild darüber, wie es »die Akteure« schaffen, »aus »Schwaben« Deutsche zu machen... Welche Interessen verbanden Einzelne oder Gruppen mit verschiedenen Identitätsvarianten und wie artikulieren sie diese?« (S. 28). Entsprechend bestimmen die erwähnten Untersuchungsparameter die Struktur der Studie.

Die Arbeit ist in acht Teile gegliedert, von denen die Kernstücke die Kapitel V-VII sind. In der Einleitung beschreibt Bethke seine Fragestellungen, den theoretischen Rahmen der Untersuchung und fasst den Forschungsstand und die Quellenlage kurz zusammen. Im Anschluss an das einleitende Kapitel stellt er die historischen Voraussetzungen in der Vojvodina und Ost-Kroatien bis zur Entstehung des Südslawenstaates dar. Er stellt den historischen Raum sowie die Lebenswelten vor und analysiert die Konstruktionen nationaler und ethnischer Identität bei den Ungarn, Donauschwaben, Kroaten, Serben und Juden in den untersuchten Gebieten. Kapitel III fokussiert auf die historischen Rahmenbedingungen im SHS-Staat. Hier behandelt Bethke die politische Umwelt, das politische und wirtschaftliche Handeln der Regierungen und Parteien, die Gesetzgebung, das Verhältnis der Minderheiten zum jeweiligen Mutterland, die demographische und soziale Struktur und die wichtigsten Bestrebungen der Schwaben und Ungarn in den 1920er Jahren.

Im nächsten Teil, der den Titel »Erfahrungen in Parlamentarismus und autoritärem Staat, 1919-1933« trägt, konzentriert sich Bethke auf die Grundlagen der ethnopolitischen Mobilisierung. Er interessiert sich vor allem für die Einstellung (»staatstreu-volkstreu-ungarnkritisch«) und das Netzwerk des Kulturbundes sowie

die Identitätspolitik der Minderheitenparteien. In diesem Kapitel finden auch die Minderheitenpolitik des autoritären Staates und die internationalen Aktivitäten der Minderheiten ihren Platz, so im Völkerbund und im Rahmen des Europäischen Nationalitätenkongresses.

Bethke selbst bezeichnet die Kapitel V-VII mit Recht als Kernstück seines Buches. In diesen sehr gut strukturierten Abschnitten untersucht er die verschiedenen Aspekte der erfolgreichen ethnopolitischen Mobilisierung der deutschen Minderheit. Die Kapitel V und VI sind dem Zeitraum 1933-1939 gewidmet. In diesen Jahren ging nämlich die Gleichschaltung (Nazifizierung) der Donauschwaben vorstatten. Der Verfasser analysiert in diesen zwei Kapiteln die Konflikte innerhalb der Volksgruppe (Konservative versus Erneuerer), die Einflussnahme des nationalsozialistischen Deutschland und die Auswirkung der meist ideologisch und von Generationskonflikten motivierten Kämpfe auf die Organisationen der Minderheit und das Alltagsleben der Minderheitsangehörigen. Bethke lässt nicht einmal die Fragen nach den Alternativen außer Acht (Kapitel VI). Hier handelt er die politischen Alternativen und die Stellungnahme verschiedener kirchlicher, politischer oder sogar kulturpolitischer Akteure ab. Das letzte Kapitel befasst sich mit dem Zeitraum zwischen der Machtergreifung der Erneuerer und dem Kriegsausbruch (1939-1941). In diesen Vorkriegsjahren wandelte sich der Kulturbund in eine nationalsozialistisch geprägte Volksgruppenorganisation um. Bethke beschreibt die Machtergreifung der Erneuerer, die Betätigung des Kulturbundes in dieser Zeitperiode, die Radikalisierung des Antisemitismus, die Militarisierung und letztlich auch die Wirkung der Umsiedlungsdebatte innerhalb der Volksgruppe.

Im Werk Bethkes spielt die Zusammenfassung eine größere Rolle als es in den meisten derartigen Werken üblich ist. Er fasst nicht nur die wesentlichen Ergebnisse seiner Forschung im letzten, 20-seitigen Passus zusammen, sondern strukturiert seine Schlussfolgerungen nach Esmans sieben Parametern. In diesem Kapitel zählt er seine Thesen mit Hilfe diachroner Vergleiche auf. So werden die vielen einbezogenen Aspekte dieser Analyse in einem umfangreichen Abschluss abgerundet.

Bethkes Buch ist eines der wichtigsten Werke, die nach 1990 zu diesem Thema erschienen sind. Der Autor kennt sich in der deutsch-, serbisch-, kroatisch-, und ungarischsprachigen Fachliteratur aus, auch die relevanten Quellen der verschiedenen Landes- und Komitatsarchive sind ihm bekannt. Sein Buch ist nicht nur Historikern, sondern auch Lesern zu empfehlen, die sich für dieses Thema interessieren.

Abschließend muss der Rezensent aber auch Kritik üben, die sich an den Verlag richtet: In einem wissenschaftlichen Werk, das 718 Seiten umfasst, wäre *mindestens* ein Namensregister unverzichtbar gewesen.

Ferenc Eiler

Budapest

HEINEN, ARMIN: *Rumänien, der Holocaust und die Logik der Gewalt*. München: R. Oldenbourg 2007. 208 S. ISBN 978-3-486-58348-9 = Südosteuropäische Arbeiten 135.

Das vorliegende Buch ist mehr als eine ergiebige Zusammenfassung der reichen Fachliteratur zu einem Thema, das nach dem Zusammenbruch der kommunistischen Systeme auch wegen seiner Instrumentalisierung und Politisierung höchst aktuell wurde. Auf dem Gebiet der Geschichtswissenschaften geht es um eine Konzeptualisierung des unmenschlichen beziehungsweise übermenschlichen Bösen.

Natürlich handelt es sich nicht um eine *action gratuite*. Das Spiel des kollektiven Gedächtnisses ist engstens mit politischen und anderen Interessen verbunden. So wurde nach 1989 der Kult um den rumänischen Staatsführer Ion Antonescu als eine Möglichkeit der antiköniglichen Propaganda genutzt, um so in der Sprache der Symbolik den *Conducător* als ein Vorbild von Ion Iliescu werden zu lassen. Es stellt sich jedoch die Frage, wie es geschehen konnte, dass Antonescu in der kollektiven Erinnerung entweder als Judenretter oder als Judenmörder erscheint? Die Antwort von Armin Heinen resümiert sowohl seine Methode als auch seine Ergebnisse: »Jede These läßt sich argumentativ unterfüttern und greift doch zu kurz, wenn sie nicht drei Dimensionen gleichzeitig berücksichtigt: den Zeitpunkt des Handelns, den institutionellen Kontext der Gewalt (diktatorische Gewalt, faschistische Gewalt, militärische Gewalt, Polizeigewalt, kollektive Gewalt) und die politische Herrschaftslogik, in der das Gewalthandeln stattfand, waren doch die Voraussetzungen im Königreich, in den rückeroberten Provinzen und in Transnistrien jeweils ganz verschieden.« (S. 186-187.)

Heinens Arbeit stellt die Anatomie der Gewalt minutiös dar, deren oben erwähnten Formen sich wechselten und sich in derselben Zeit einander überlappten. Sie bildeten eine Art Hierarchie, und dieser Hierarchie entsprechend wurde jeder Gewaltsform je ein Kapitel gewidmet. Die diktatorische Gewalt war die grundlegende Wirklichkeit bei einem Diktator, der die anderen Formen manchmal tolerierte und manipulierte, manchmal förderte und unterdrückte. Eine schreckliche Dialektik der machtpolitischen, mentalen und ideologischen Faktoren kam in einem höchst komplexen Spielraum zur Geltung, wo das Nebeneinander von »Normenstaat«, »Maßnahmestaat« und »Behemoth« auch die »grosse Vielfalt« des »grausamen Handelns« bestimmten (S. 187). Die Spontanität der tödlichen Leidenschaft war von den Kräfteverhältnissen der kriegsführenden Großmächten bedingt, besser gesagt davon, wie die Akteure die Aussichten beurteilten. Natürlich gab es Momente, als die Frustration alle moralischen Hemmungen ausschaltete, und der Hauptheld Antonescu noch dazu mit seiner Syphilis zu kämpfen hatte. Die Äußerungen Antonescus sind hie und da höchst überraschend, aber vielleicht haben sie eine Logik, und sogar eine menschliche. Als der *Conducător* von den Grausamkeiten erfuhr, versuchte er die Täter zu moderieren, und als Stratege und Nationsretter, der die Zukunft entwarf, kannte er kein Erbarmen. Heinen zitiert nicht Antonescus Telegramm vom September 1941 an seine Minister: »Alle müssen verstehen, dass wir nicht gegen die Slawen, sondern gegen die Juden kämpfen.«¹ Aber es stellt sich aus dem im Buch rekonstruierten Kontext heraus, dass der Marschall die Ukrainerfreundlichkeit des Führers nicht durchkreuzen wollte. So ist die offizielle rumänische Judenpolitik eine Quelle von Hitlers Zufriedenheit mit seinem Kollegen, der seine Haltung im Jahre 1942 infolge der veränderten Kriegsaussichten revidierte. Überraschend ist für den ungarischen Leser, wie die ungarische Judenpolitik seitens der rumänischen politischen Kreise wahrgenommen wurde: »Ungarn mit seiner deutlich milderen Judenpolitik punktete außerhalb des deutschen Herrschaftsbereichs und festigte damit seine Position in Nordsiebenbürgen, ohne daß Berlin eingriff.« (S. 70.) Vielleicht hätte Heinen in dieser Hinsicht den Einfluss Iuliu Maniu auf die Regierung ein wenig mehr hervorheben können. Meiner Meinung nach war dieser Politiker ein bedeutender Demokrat in unserem peripherischen Raum.

¹ Zitiert von Andrei Oişteanu: *Imaginea evreului în cultura română*. Bucureşti 2001, 292.

Heinens Darstellung ist meisterhaft, aber stellenweise zu lakonisch. Einige bekannte Ereignisse hätten ausführlicher betrachtet werden können. Das Pogrom von Iași ist mehrmals in verschiedenen Kontexten erwähnt, aber die Informationen verwirren den Leser ein wenig. Heinen erwähnt, dass die schon von Antonescu verfolgten Legionäre die Rolle der *agents provocateurs* spielten, aber man bekommt keine Information darüber, wie das genau geschah, weil er später die Verantwortung Antonescus und der deutschen Wehrmacht hervorhebt. Der Verfasser beschreibt die Atrozitäten der Legionäre während des Aufstandes gegen Antonescu, aber was sich im Schlachthaus ereignete, erwähnt er nicht, obwohl dieses Ereignis eine grausame schwarze Symbolik aufweist. Gleiches gilt für die spontanen Massaker in der Bukowina und in Bessarabien, nachdem die Sowjetarmee diese Gebiete verlassen hatte, aber die zurückkehrende rumänische Armee noch nicht eingedrückt war. Das ist ein höchst überraschendes Kapitel des Holocausts. Die Täter sind mit Knüppeln und Sensen bewaffnete einfache Bauern, die früher mit den Juden in Frieden gelebt hatten. Ihre Motivation bestand aus Frustration, Furcht, Angst, Unsicherheit, Wut und Verzweiflung. Diese Pogrome hatten nach der Meinung des Verfassers keine Ideologie, allerdings war ihre Symbolik höchst charakteristisch, da die Schreckenszenen von einer archaischen Originalität gekennzeichnet waren. Die Tatbeschreibungen untermauern die Richtigkeit der These, nach der man Gewalt als *kommunikativen Akt* beschreiben kann. Die Täter interpretierten ihren Glauben entsprechend der jüdischen Blutsymbolik, als sie ein Leichnam in Stücke teilten und das Blut als Schmiermittel für die Bauernwagen verwendeten. »Zugleich benutzten die Dörfler traditionelle Elemente schwarzen Abwehrzaubers zur Besänftigung des Zornes überirdischer Mächte« (S. 175), schreibt Heinen über die schwarze Folkloristik.

Paradoxerweise weiß man mehr über die Pogrome aus den alten Zeiten, als über diese modernen Archaismen. Die Quellen der Monographie bestehen nur aus Memoiren und kurzen Beschreibungen. In den alten Zeiten inszenierte man eine Untersuchung, und die Täter hatten die Gelegenheit etwas über ihre Taten zu erzählen. In diesem Falle bleiben wir im Dunkeln. Man weiß nicht, wer die Initiative ergriffen hatte. Inwieweit handelte es sich um eine Reaktion gegen die Marktwirtschaft? Vielleicht könnten die Quellen aus den Sowjetarchiven noch mehr zu dieser Thematik verraten. Bis dahin und sicherlich auch danach wird Heinens Monographie das Modell der Konzeptualisierung und Kontextualisierung des Holocausts in Rumänien bleiben. Es ist kein Zufall, dass dieses Buch auch ins Rumänische übersetzt wurde.² Seine Veröffentlichung in Iași zeigt den Wandel in der rumänischen Geschichtsschreibung und Erinnerungskultur.

Ambrus Miskolczy

Budapest

SZITA, SZABOLCS: *Ungarn in Mauthausen. Ungarische Häftlinge in SS-Lagern auf dem Territorium Österreichs*. Wien: Bundesministerium für Inneres 2006. 307 S. 33 Abb. ISBN 978-3-9502183-4-3.

Unter den ungarischen Opfern des Konzentrationslagers Mauthausen befand sich auch Gábor Ligeti, der jüngere Bruder des Komponisten György Ligeti. Während

² Armin Heinen: *România, Holocaustul și logica violenței*. Iași 2011.

der Musiker bereits im wehrfähigen Alter war und deshalb Arbeitsdienst für die ungarische Armee leisten musste, war der Schüler Gábor Ligeti zusammen mit seinen Eltern und den insgesamt über 16.000 Juden aus dem siebenbürgischen Klausenburg (*Cluj, Kolozsvár*) im Frühsommer 1944 nach Auschwitz deportiert worden. Über seinen Leidensweg ist kaum etwas bekannt. Die SS hatte den 16jährigen Knaben zunächst als »arbeitsfähig« eingestuft und deshalb nicht gleich in den Gaskammern des Vernichtungslagers ermordet. Kurz bevor die Rote Armee Auschwitz erreichte, wurde Gábor Ligeti zusammen mit 1.000 Gefangenen auf einen der letzten Zugtransporte geschickt, der am 29. Januar 1945 im KZ Mauthausen eintraf. Dort starb er entkräftet und ausgehungert am 18. April 1945, nur wenige Wochen bevor US-Truppen das Lager befreiten.¹

Insgesamt hielt die SS weit über 32.000 ungarische Häftlinge im Konzentrationslager Mauthausen und seinen 40 Außenlagern gefangen.² Mit sehr wenigen Ausnahmen waren all diese Gefangenen während der deutschen Okkupation Ungarns zwischen dem 19. März 1944 und Ende April 1945 nach Mauthausen verschleppt worden. Erstmals ist nun eine deutschsprachige Abhandlung zu den „Ungarn in Mauthausen“ in der Schriftenreihe der KZ-Gedenkstätte Mauthausen erschienen. Der Autor, Szabolcs Szita, ist ein ausgewiesener Experte, der sich als Historiker und geschäftsführender Direktor des Budapester Holocaust Dokumentationszentrums in zahlreichen Arbeiten mit der Geschichte Ungarns während der NS-Zeit auseinandergesetzt hat.³

Szita kommt zu dem Ergebnis, dass 97 Prozent der ungarischen Mauthausen-Gefangenen wie Gábor Ligeti allein aus rassistischen und antisemitischen Gründen verhaftet wurden (S. 82). Noch detaillierter geht Szita aber auch auf die Verfolgungsgeschichte der politischen Häftlinge im KZ Mauthausen ein, die nach dem deutschen Einmarsch in Ungarn verhaftet worden waren: »prominente Vertreter des politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens, die für ihre antifaschistische Haltung und Gesinnung bekannt waren« (S. 29-30). Auch unter diesen politischen Häftlingen hatten sich viele Juden befunden.

Szitas Studie gliedert sich in vier Kapitel. In großer Ausführlichkeit schildert er die Zielsetzung des deutschen Besatzungsregimes und nennt die wichtigsten Akteure der SS- und Polizeieinheiten, welche die ersten Verhaftungen verantworteten. Gleichzeitig verweist der Verfasser auf die enge Kollaboration zwischen den deutschen Stellen und dem ungarischen Behördenapparat, der – nach wie vor unter Führung des Reichsverwesers Miklós Horthy – nahezu unverändert blieb. Das zweite Kapitel befasst sich mit den ungarischen Gefangenen, die im Lauf der deutschen Besetzung Ungarns in das Hauptlager des KZ Mauthausen verschleppt

¹ Zugangsliste KZ Mauthausen vom 29. Januar 1945, Totenbuch des KZ Mauthausen 18. April 1945, Bl. 27, International Tracing Service in Bad Arolsen. Für die Auskunft bedanke ich mich bei Dr. Susanne Urban, ITS Bad Arolsen.

² Hans *Maršálek*: Die Geschichte des Konzentrationslagers Mauthausen. Dokumentation. Wien ²1980, 145. Je nach Zählung der nebeneinander liegenden Frauen- und Männerlager sowie der aus mehreren Teillagern bestehenden Lagerkomplexe ist auch von 45-52 Außenlagern die Rede (vgl. *Der Ort des Terrors*. Hgg. Wolfgang Benz, Barbara Distel. IV. München 2006).

³ Vgl. zum Beispiel Szabolcs *Szita*: A Gestapo Magyarországon. A terror és a rablás történetéből. Budapest 2002; *Ders.*: Zwangsarbeit, Todesmärsche, Überleben durch Hilfe. Die österreichische Bevölkerung in der Erinnerung der ungarischen Deportierten und politischen Häftlinge 1944-1945. Budapest 2004.

wurden. In einem dritten Kapitel durchbricht Szita die bis dahin chronologische Darstellung, um die Geschichte von neun ausgewählten Außenlagern des KZ Mauthausen zu skizzieren, in denen ungarische Häftlinge inhaftiert waren. Ein abschließendes Kapitel widmet der Verfasser der Nachkriegsgeschichte.

Szita hat eine Arbeit von immenser Detailfülle vorgelegt; immer wieder geht er auch auf die Geschichte einzelner Häftlinge ein. Herausragende Aufmerksamkeit widmet er prominenten Persönlichkeiten wie dem Ministerpräsidenten Miklós Kállay, dessen Sohn, Generalleutnant András Kállay, und dem Sohn des Reichsverwesers, Miklós Horthy jr. (S. 84-90). Der Verfasser ist aber auch sichtlich bemüht, den vielen unbekanntem KZ-Häftlingen aus Ungarn ein Gesicht zu geben. Doch so begrüßenswert dieses Ansinnen auf den ersten Blick erscheint, scheitert es am Ende an vielen Stellen daran, dass Szita zu diesen Gefangenen über spärliche Haftdaten hinaus selten etwas zu sagen weiß; schlimmer noch: Oft bleibt die Gefangenennummer im KZ Mauthausen – mithin *das* Symbol für die Deindividuation in den Konzentrationslagern – die einzige weiterführende Information (S. 80-81, 104, 123). Bedauerlich auch, dass sich das unvollständige Personenverzeichnis nur auf die bekannten Persönlichkeiten beschränkt.

Unter den aneinandergereihten Namensaufzählungen leidet auch die Übersichtlichkeit des Bandes. Szita spart zwar nicht mit Tabellen und statistischen Angaben, allerdings sind die Bezüge oft ungenau, Analysen und zusammenfassende Informationen – etwa zur Gesamtzahl der Ungarn im KZ Mauthausen – werden die Leserinnen und Leser vergeblich suchen. Immerhin findet sich an einer Stelle die Information, dass nach Berechnungen Szitas im Lauf des Jahres 1944 zwischen 8.000 und 8.300 Ungarn nach Mauthausen verschleppt wurden. Doch ist diese wichtige Angabe ohne erkennbaren Zusammenhang zwischen einem verlorenen Satz zum Zahngold, das die SS den toten Gefangenen herausbrechen ließ, und einer Statistik über die Altersstruktur aller männlichen Mauthausen-Häftlinge vom 31. Dezember 1944 versteckt (S. 82). Wie diese Zahl zustande kommt und ob sie sich auch auf die Außenlager von Mauthausen bezieht, bleibt das Geheimnis des Autors.

Immerhin nennt Szita am Ende seines dritten Kapitels für die neun ausgewählten Nebenlager des KZ Mauthausen eine Gesamtzahl von 7.200 bis 7.300 registrierten ungarischen Häftlingen (S. 187). Gerade in die großen Außenlager wie Ebensee, Gusen und Melk sind zahlreiche Ungarn verschleppt worden, und es ist richtig und wichtig, dass Szita auch ihre Geschichte erzählt. Eine besondere Bedeutung kommt außerdem dem Lager Gunkirchen zu. Denn noch kurz vor Kriegsende im April 1945 hatte die SS tausende ungarische Juden, die zuvor als Zwangsarbeiter zum Bau des »Südwalls« eingesetzt worden waren, in das improvisierte »Auffanglager« getrieben. Ihre genaue Zahl lässt sich nur noch annähernd bestimmen, weil sie in den Listen der SS-Bürokratie des KZ Mauthausen nicht erfasst wurden: Während Szita eher vage davon spricht, dass in dem für 4.500 bis 5.000 Insassen konzipierten Lager mindestens dreimal so viele Gefangene zusammengepfercht waren (S. 138), gibt der Historiker Florian Freund die Zahl der ungarischen Jüdinnen und Juden mit 17.000 bis 20.000 Häftlingen an.⁴

In den ersten Maitagen 1945 befreiten US-Truppen das KZ Mauthausen. Es ist ein großes Verdienst, dass Szita in seinem vierten Kapitel ausführlich auf die beschwerliche Heimkehr der ungarischen Überlebenden eingeht. Katastrophal war vor allem die Situation für die jüdischen Rückkehrer. Mit dem Landeskomitee zur

⁴ Florian Freund: Gunkirchen (Wels I). In: *Der Ort des Terrors* 368-370.

Betreuung Deportierter (*Deportáltakat Gondozó Bizottság*, DEGOB) existierte zwar eine eigene Einrichtung zur Versorgung der Überlebenden, doch sahen sich die Rückkehrer immer wieder massiven antisemitischen Angriffen ausgesetzt, und viele Profiteure der »Arisierungen« aus der Kriegszeit weigerten sich, den Juden ihren rechtmäßigen Besitz zurückzugeben (S. 211-216).

Szitas Studie stellt eine wichtige Pionierarbeit dar. Denn die einschlägigen Arbeiten zur Geschichte des Holocaust gehen zwar auf den Massenmord an den meisten nach Auschwitz deportierten ungarischen Juden ein. Doch kaum erforscht ist bislang der Leidensweg derjenigen ungarischer Juden, die – wie der eingangs erwähnte Gábor Ligeti – zunächst von den Morden ausgenommen wurden, um als Zwangsarbeiter in anderen Konzentrationslagern eingesetzt zu werden. Und auch die ungarischen politischen Häftlinge im deutschen KZ-System werden nur in wenigen Darstellungen erwähnt.⁵ Umso bedauerlicher ist es, dass es Szita nicht durchgehend gelingt, seinen Stoff klar zu fassen und zu strukturieren. So versäumt er es, deutlicher den Zusammenhang herauszuarbeiten, der zwischen den unterschiedlichen Phasen der deutschen Besatzungspolitik in Ungarn und den Gefangenentransporten ungarischer Häftlinge in das KZ Mauthausen bestand. Die Verständlichkeit des Textes leidet auch unter sprachlichen Fehlern (»Geigerbauer« statt »Geigenbauer«, S. 69) und nichtssagenden Floskeln (»Das Schicksal ging manchmal selbst im Lager seltsame Wege.« S. 59); verharmlosende NS-Begriffe wie »Schutzhäft« sind an einer Stelle noch mit, auf der nächsten Seite dann aber ohne Anführungszeichen wiedergegeben (S. 65-66). Und flapsige Bemerkungen, wie der Satz vom »Sensenmann«, der »auch in Mauthausen reiche Ernte hielt« (S. 63), sind dem Gegenstand völlig unangemessen. Ungeachtet dieser Kritik bleibt am Ende festzuhalten, dass Szita mit seiner Arbeit ein wichtiges Thema aufgegriffen hat. Mit seinen zahlreichen Detailinformationen bietet er viele Anknüpfungspunkte für weitere Forschungen.

Dirk Riedel

München

KÜPPER, HERBERT: *Einführung in das ungarische Recht*. München: Beck; Wien: Manz'sche Verlags- und Unibuchhandlung 2011. XIX, 307 S. ISBN 978-340-65-67-537 = Schriftenreihe der Juristischen Schulung / Ausländisches Recht 186.

Mit dem von Herbert Küpper verfassten Band liegt dem Leser der erste umfassende Überblick über das ungarische Recht in deutscher Sprache vor. Das Lehrbuch erscheint – aus der Perspektive Ungarns betrachtet – in wirtschaftlich, rechtlich und politisch turbulenten Zeiten. Nach einer nur knappen Verhinderung des Staatsbankrotts in den Jahren 2008/2009 durch den Internationalen Währungsfonds und

⁵ Zu den Lagern im annektierten Österreich vgl. Szabolcs Szita: *Magyar deportáltak az anektált Ausztriában 1944-1945*. Budapest 1991; Eleonore Lappin-Eppel: *Sonderlager für ungarisch-jüdische Zwangsarbeiter*. In: *Der Ort des Terrors IV* (2009). Zum KZ Dachau vgl. Szabolcs Szita: *A komáromi deportálás 1944 őszén*. Budapest 2002; Dirk Riedel: *Ungarische Häftlinge im KZ Dachau*. In: *Konzentrationslager Dachau. Geschichte und Wirkung nationalsozialistischer Repression*. Hgg. Wolfgang Benz, Angelika Königseder. Berlin 2008, 269-283; *Ders.*: *Masseneinlieferungen im letzten Kriegsjahr. Das KZ Dachau und die Juden aus Ungarn*. In: *Transit US-Zone. Überlebende des Holocaust im Bayern der Nachkriegszeit*. Hg. Sabine Steinbacher. Göttingen 2013, 60-80.

die Europäische Union errang im Mai 2010 ein Bündnis aus nationalkonservativen Jungdemokraten (Fidesz) und Christdemokraten (KDNP) eine 2/3-Mehrheit im ungarischen Parlament. Ministerpräsident wurde (nach 1998-2002) zum zweiten Mal Viktor Orbán. Seine Regierung begann unverzüglich das Land mit Hilfe ihrer verfassungsändernden Mehrheit in vielerlei Hinsicht politisch und juristisch umzugestalten. Ein am 1. Januar 2012 in Kraft getretenes neues, politischer und juristischer Kritik aus dem In- und Ausland ausgesetztes Grundgesetz, zahlreiche Änderungen an der bisherigen Verfassung, die Einführung eines neuen Mediengesetzes, dem aus Sicht von Kritikern der Ruch von Selbstzensur anhaftet, Änderungen im Steuer- sowie Arbeitsrecht und Eingriffe in die Befugnisse des ungarischen Verfassungsgerichts sollen hier nur beispielhaft genannt werden. Das Tempo, in dem der Umbau im Jahr des Wahlsieges vorangetrieben wurde, war zum Teil schwindelerregend und irritierte mitunter selbst konservative Kreise. Sogar die zweifellos erfolgreiche EU-Ratspräsidentschaft im ersten Halbjahr 2011 wurde durch die Kritik an der Regierung überschattet.

Es ist mutig, in solchen von grundlegender Veränderung geprägten Zeiten einen Gesamtüberblick über das Rechtssystem eines Landes zu veröffentlichen, da viele der angeschnittenen Rechtsgebiete größeren Veränderungen unterworfen sein könnten. Es ist der Sachkunde des Verfassers, der als Geschäftsführer des Instituts für Ostrecht (München/Regensburg) und Ressortleiter mit Schwerpunkt Ungarn die Rechtsentwicklung im Hauptberuf beobachtet, zu verdanken, dass viele der bis zum Redaktionsschluss seines Bandes (31. Dezember 2010) eingetretenen Veränderungen in den einzelnen Kapiteln erwähnt werden.

Die Auswahl der Themen und deren inhaltliche Darstellung überzeugt. In einem Grundlagenkapitel (1. Teil) gibt Küpper einen rechtshistorischen Überblick (§ 1) und beleuchtet sodann unter der Überschrift „Infrastruktur des Rechts“ (§ 2) die unterschiedlichen Rechtsgebiete, die Normenhierarchie und die Gerichtsverfassung. Hier erhält der Leser in gebündelter Form unter anderem einen wertvollen Eindruck von der »juristischen Denke« in Ungarn und erfährt von grundlegenden Unterschieden zum deutschen Recht: Etwa, dass dem ungarischen Recht eine Trennung zwischen Zivilrecht und Öffentlichem Recht fremd ist; ein Umstand, der sich auch auf den Gerichtsaufbau auswirkt, so dass Ungarn über keine eigene Verwaltungsgerichtsbarkeit verfügt.

Ebenfalls werden im Grundlagenteil dem Leser die unterschiedlichen juristischen Berufe, die Juristenausbildung und die Rechtswissenschaft als Forschungsbereich vorgestellt. Dies dürfte der Einordnung des Bandes in die JuS-Schriftenreihe geschuldet sein. Zielgruppe sind ausdrücklich (auch) Studierende, wohl nicht zuletzt jene der deutschsprachigen Andrassy Universität Budapest, an welcher der Autor eine Professur innehat.

Im 2. Teil des Buches widmet sich der Verfasser dem Öffentlichen Recht. Der im deutschsprachigen Raum gewohnten Gliederung folgend, werden zunächst das Staats- und Verfassungsrecht einschließlich allgemeiner Staatsgrundsätze, Staatsorganisation und Grundrechte sowie das Verwaltungsrecht (Aufbau der Staatsverwaltung, Verfahrensrecht und Rechtsschutz) behandelt. Besonders interessant sind die Bezugnahmen auf den Systemwechsel von der Volksrepublik zur Demokratie in den Jahren 1989/1990, der einerseits von zahlreichen Veränderungen, aber auch von Rechtskontinuität bestimmt war.

Der 3. Teil befasst sich mit dem Zivilrecht. Auf insgesamt knapp 100 Seiten stellt Küpper das Personen-, Familien- und Erbrecht, das Schuld- und Sachenrecht so-

wie das Zivilverfahrensrecht vor. Seine Ausführungen basieren allerdings auf dem Entwurfstext des Bürgerlichen Gesetzbuches 2009, damit auf einer Kodifikation, die bislang noch nicht in Kraft getreten ist. Das Zivilrechtskapitel steht in Anbetracht des voranschreitenden Staatsumbaus in juristischer Hinsicht somit unter einem Vorbehalt der weiteren Rechtsentwicklung.

Im Anschluss an die privatrechtliche Einführung erhält der Leser einen Überblick über das Handels-, Gesellschafts- und Wirtschaftsrecht (4. Teil) sowie über das Arbeits- und Sozialrecht (5. Teil). Dieses Kapitel dürfte neben Rechtsschülern auch für denjenigen Leserkreis wertvoll sein, der über eine ökonomische Betätigung in Ungarn nachdenkt. Neben den Gesellschaftsformen (Personen- und Kapitalgesellschaften) umfasst die Themenauswahl auch Einführungen in den gewerblichen Rechtsschutz, das Wettbewerbs- und Kartellrecht, den Verbraucherschutz und das Insolvenzrecht. Ein kurzes Kapitel über das Individual- und Kollektivarbeitsrecht sowie das Sozialrecht schließt sich an. Das letzte Kapitel (6. Teil) stellt auf rund 15 Seiten das materielle Strafrecht und das Strafverfahrensrecht in sehr komprimierter Form dar.

Der Anhang befasst sich mit dem neuen Grundgesetz. Küpper nennt einige interessante Aspekte, allerdings bleibt die Darstellung oberflächlich. Seine Kritik am ungewöhnlich kurzen Gesetzgebungsprozess und den handwerklichen Fehlern scheint berechtigt. Auch die Tatsache, dass die neue Verfassung dem Volk nicht zur Abstimmung vorgelegt wurde und stattdessen eine punktuelle Befragung der Wähler im Wege der »nationale Konsultation« über Fragebögen durchgeführt wurde, gibt Anlass zu Kritik und interessanten juristischen Diskussionen. Ursprünglich sollte die im Jahre 1989 novellierte Verfassung von 1949 nämlich so lange gelten, bis sie von einer im Wege der Volksabstimmung angenommenen neuen Kodifikation abgelöst wird. Neben diesen Punkten bringt der Verfasser jedoch auch recht plakative ideologische Einwände gegen die Verfassung (»nationalistisch-rückwärtsgewandt«), über die man trefflich streiten kann und deren Platzierung in einem Grundlagenlehrbuch nicht üblich ist. Die Zukunft wird zeigen, ob sich die Befürchtungen Küppers, die neue Verfassung bedeute den Abschied von europäischen Werten, bestätigen wird oder nicht.

Der Gesamteindruck von der fachlich wie sprachlich sehr gelungenen Publikation ist ausgesprochen positiv. Der Band eignet sich sowohl für Studierende der Rechtswissenschaften als auch für Praktiker aus der Wirtschaft und Politik als guter erster Einblick in das ungarische Rechtssystem. Zahlreiche Literaturhinweise erleichtern die Suche nach Material zur Vertiefung. Während das Grundlagenkapitel und der öffentlich-rechtliche Teil in Anbetracht der sehr systematischen und zum Teil vergleichenden Betrachtung die *besten* Erkenntnisse für Studierende bereithalten dürften und dem Rezensenten am besten gefallen haben, wird das Augenmerk der Zielgruppe *Wirtschaft* am ehesten auf den zivil- und wirtschaftsrechtlichen Kapiteln (einschließlich Arbeits- und Sozialrecht) liegen. Der strafrechtliche Teil ist in Anbetracht seiner Knappheit nicht viel mehr als eine Zusammenfassung der wichtigsten dogmatischen Stichworte. Die Lektüre kann jedem am ungarischen Rechtssystem Interessierten empfohlen werden.

TATTAY, LEVENTE: *Intellectual Property Law in Hungary*. Alphen a/d Rijn: Kluwer Law International 2010. 306 S. ISBN 978-904-113-3830.

Kaum ein juristisches Fachgebiet ist »internationaler« als der gewerbliche Rechtsschutz, das »Recht des geistigen Eigentums«. Verletzungen von Schutzrechten beschränken sich naturgemäß nicht auf das Hoheitsgebiet eines Staates. Es ist vielmehr so, dass Produktpiraterie ein sich über die Grenzen der Staaten hinweg ausbreitender Missstand ist. Eine Vielzahl von Rechtsgebieten wirkt insoweit zusammen: Erwähnt seien nur das Zivilrecht, das Markenrecht, das Urheberrecht, Patente und Gebrauchsmuster, unterschiedliche prozessrechtliche Vorschriften sowie das Zollrecht (Beschlagnahme). Der im gewerblichen Rechtsschutz und dem Recht des geistigen Eigentums tätige Anwalt und sonstige Praktiker benötigen insoweit Kenntnisse der unterschiedlichen Rechtsvorschriften, um die Interessen ihrer Mandanten vor dem international »besten« Gerichtsstand effektiv durchsetzen zu können.

Das vorliegende Buch von Levente Tattay (Jahrgang 1943) möchte dem Praktiker, aber auch dem interessierten Studierenden und Wissenschaftler eine fundierte Einführung in das ungarische Recht des geistigen Eigentums vermitteln. Das auf 300 Seiten eher kompakt gelungene Werk enthält einen Überblick über die »großen« Rechtsgebiete des gewerblichen Rechtsschutzes. Der Leser findet sowohl Kapitel zum Urheberrecht (einschließlich Nebengebieten), Patentrecht, Gebrauchsmuster (das »kleine Patent«), Markenrecht, den Schutz von Handelsnamen, Geschmacksmuster, Sortenschutz (*Plant Variety Protection*), geistiges Eigentum an Halbleitern, Geschäftsgeheimnissen sowie zum Schutz geographischer Herkunftsbezeichnungen.

In Anbetracht der Komplexität der Rechtsmaterie und des Umstandes, dass bereits jedes einzelne Stichwort ausreichend wäre, ein eigenes Lehrbuch zu füllen, versteht es sich von selbst, dass das Buch lediglich einen ersten Überblick, eine Einführung bieten kann. Dieses Ziel ist dem Autor gut gelungen. Abgesehen von dem ein wenig gewöhnungsbedürftigen Aufbau (laufende Nummerierung durch das gesamte Buch, über die Kapitel hinweg) ist der Band übersichtlich gestaltet. Der Verfasser nennt die einschlägigen Vorschriften und ermöglicht es dem Leser so, sich eine erste Vorstellung von den Grundzügen des gewerblichen Rechtsschutzes in Ungarn zu erarbeiten.

Sehr viel tiefer allerdings schürft der Band nicht. Über weite Teile hinweg stellen die Ausführungen nicht viel mehr als die Wiedergabe der Gesetzestexte dar, was dem nach vertiefenden Informationen suchenden Leser enttäuschen wird. Allerdings ist es im Hinblick auf das Ziel des Buches, dem englischsprachigen Leser ungarische Rechtsvorschriften in Grundzügen näher zubringen, höchst sinnvoll, den Interessierten die bestehende Sprachbarriere überwinden zu helfen. Die Querverweise zu entsprechend vertiefter Fachliteratur ermöglichen es jedenfalls, die Lust auf Mehr zu stillen.

Die Aussage auf dem Klappentext, wonach das Buch einen »klaren Überblick« über die Rechtsmaterie geben will, trifft unter dem soeben genannten Vorbehalt durchaus zu. Allerdings muss bezweifelt werden, dass das weitere erklärte Ziel, dem Leser »fundierte Entscheidungen« im gewerblichen Rechtsschutz zu ermöglichen, allein nach Lektüre dieses Bandes zu schaffen sein wird. Gerade der Ansatz, wonach Anwälte, die die Interessen ihrer Mandanten in Ungarn vertreten, aus dem Buch Nutzen ziehen können, scheint zu optimistisch. Hierzu fehlt es an der

Auseinandersetzung mit der Rechtsprechung, die stets maßgeblichen Einfluss auf die Auslegung der anzuwendenden Rechtsvorschriften hat und deren Kenntnis für den als »Schutzrechtler« tätigen Anwalt unerlässlich ist. Auch die in der Praxis bedeutenden Maßnahmen der kurzfristigen Unterbindung von Schutzrechtsverletzungen durch die Möglichkeit der Zollbeschlagnahme, einstweiligen Verfügungen oder Abmahnungen werden nicht vertieft behandelt. Unter diesem Gesichtspunkt wird das Buch den wissensdurstigen Praktiker eher enttäuschen.

Trotz der eingeschränkten Praxistauglichkeit kann der Erwerb des Buches jedem, der auf der Suche nach einem englischsprachigen Überblick ist, empfohlen werden.

Michael Pießkalla

München

ABLONCZY, BÁLINT: *Az Alkotmány nyomában. Beszélgetések Szájer Józseffel és Gulyás Gergelyvel.* Budapest: Elektromédia 2011. 210 S. Zahlr. sch/w Abb. ISBN 978-963-88240-5-9.

Das Buch ist ein strukturiertes Interview, das Bálint Ablonczy, Journalist bei ‚Heti Válasz‘, mit den beiden Fidesz-Politikern Gergely Gulyás und József Szájer 2011 über die neue Verfassung und ihr Zustandekommen führte. Szájer, Gründungsmitglied der Fidesz und langjähriger Intimus des Ministerpräsidenten, gilt als Autor der Verfassung, und Gulyás, seit 2010 Parlamentsabgeordneter für Fidesz, war einer der stellvertretenden Vorsitzenden des Parlamentsausschusses für Verfassungskodifikation und später Mitglied des von der Fidesz-Führung eingesetzten Kodifikationskomitees.

Mit ihnen führte Ablonczy ein mehrtägiges Interview, das nunmehr in redigierter Form vorliegt. Auch wenn ‚Heti Válasz‘ und seine Reporter sich als konservativ-bürgerlich verstehen, wahren sie für gewöhnlich so viel Distanz zur Regierungspartei, dass von ihnen keine Hofberichterstattung zu erwarten ist. Eine solche erfolgt auch in dem vorliegenden Werk nicht: Ablonczy stellt sachlich-kritische Fragen und hakt bisweilen auch nach. Dass der Leser dennoch nicht allzu viel Substanzielles über das neue ungarische Grundgesetz erfährt, liegt im Wesentlichen an den beiden Interviewten.

Vom Anspruch her will das Buch dem Leser einen Einblick in den »Willen des Verfassungsgebers« präsentieren und damit das Verständnis für die Verfassung erhöhen. Das ist gerade beim neuen ungarischen Grundgesetz wichtig, denn die übliche Quelle für Antworten auf derartige Fragen, die Protokolle der parlamentarischen Beratungen, ist hier unergiebig, weil die Verfassung in engen Parteizirkeln ohne größere Debatten im Parlament erarbeitet wurde. Beide Interviewten waren, wenn auch in verschiedenem Ausmaß, an diesen Arbeiten beteiligt, sind also *Insider*. Zwar sind beide Juristen, aber der Interviewer ist es nicht und will auch keinen juristischen Kommentar zur Verfassung erstellen. Vielmehr soll der politisch interessierte Bürger erfahren, warum die Verfassung so ist, wie sie ist, und wie sie zustande gekommen ist. Diesem Anspruch wird das Buch nicht gerecht.

Gerade die Antworten von Szájer erschöpfen sich meist in politischer Rhetorik und sind geprägt von einer sehr defensiven Grundhaltung: Ständig verteidigt er »seine« Verfassung gegen vermeintliche oder tatsächliche Kritik, versäumt es darüber aber, sich in der Sache zu ihrem politischen oder juristischen Gehalt zu äu-

ßern. Er erschöpft sich weitgehend in parteipolitischen Argumenten und bisweilen Polemiken, so dass man kaum etwas Neues in der Sache erfährt. Auch Nachfragen weicht er aus; so versteckt er sich an mehreren Stellen hinter dem nichtssagenden Topos der »postmodernen Dekonstruktion«, die ihn angeblich bei der Formulierung und Strukturierung der Verfassung geleitet habe (zum Beispiel S. 22-28, 37-39). Weniger ausgeprägt ist dieser Zug bei Gulyás, vielleicht weil er in der Öffentlichkeit weniger mit der Verfassung identifiziert wird und sich daher weniger unter Rechtfertigungsdruck setzt oder gesetzt sieht. Aber auch bei ihm ist die defensive Grundhaltung spürbar, welche die gesamte Rhetorik der Fidesz-Regierung prägt und eine sachliche Auseinandersetzung so erschwert.

So wird beispielsweise eine sachlich fundierte Kritik, dass eine bestimmte Regelung gegebenenfalls auch auf eine für den Bürger sehr nachteilige Weise ausgelegt werden kann, von Szájer kurzum als »böseartig« abgetan, weil die ungarische Rechtspraxis derzeit eine andere Auslegung zugrunde lege (zum Beispiel S. 74). Das ist letztlich ein – vielleicht »böswilliges« – Missverstehen der Kritik, die auf die Gefahren der unglücklichen, weil missbrauchsanfälligen Formulierung und nicht zwingend auf jetzt bestehende Missstände hinweisen will. Jedenfalls machen dieser Ton und die dahinter stehende Denkweise eine Diskussion sehr schwer; auch im Interview würgen sie eine sachliche Auseinandersetzung ab.

Das Buch beginnt mit einem Kapitel zur Entstehung der Verfassung. Hier kommt die Diskussion schnell auf die Notwendigkeit der Verfassungsgebung, die vor allem mit politischer Symbolik und der immer wieder beschworenen, aber nirgendwo näher begründeten Anknüpfung an die ebenfalls nicht näher definierte ungarische Tradition von 1000 bis 1945/1949 begründet wird. Auf den stark kritisierten Prozess der Verfassungsgebung gehen die Interviewten kaum ein; so wird die fehlende Beteiligung der Opposition in wenigen Sätzen abgehandelt (S. 35-36), und das fehlende Referendum wird überhaupt nicht thematisiert. Dabei ist es äußerst ungewöhnlich, eine neue Verfassung ohne Beteiligung des Volkes zu erlassen, wie gerade auch die Geschichte des deutschen Grundgesetzes zeigt. Hier wäre eine entsprechende Frage des Interviewers wünschenswert gewesen.

Weitere Kapitel haben teils einzelne Teile der neuen Verfassung (Präambel, Grundlagenbestimmungen, Grundrechte und -pflichten, Staatsorganisationsrecht), teils einzelne Themen (historische Verfassung, Wirtschaft, Auslandsmagyaren und Minderheiten) zum Gegenstand. Auch in diesen Kapiteln spricht der Interviewer viele Fragen an, auf die nur ausweichend oder mit politischen Schlagworten geantwortet wird. So hätte man gerade zu außergewöhnlichen Vorschriften wie der aus der Schweizer Verfassung übernommenen Selbstverantwortung in Art. O, dem Recht auf Selbstverteidigung in Art. V oder der Pflicht des Staates zur Nutzung neuer Verwaltungstechnologien in Art. XXVI mehr erfahren. Szájer und Gulyás beschränken sich im Wesentlichen darauf, die – in diesen Punkten unbestrittene – Innovationsfreudigkeit der Verfassung zu loben, ohne auf die Motive oder den beabsichtigten Regelungsgehalt der Vorschriften einzugehen (S. 72-73, 94-96, 121-122). So bleibt im Unklaren, warum diese Klauseln in die Verfassung aufgenommen wurden und was der Verfassungsgeber mit ihnen erreichen wollte.

Der bereits erwähnte defensive *Rechtfertigungsduktus* der Interviewten führt zu vielen Vergleichen der neuen Verfassung mit der ungarischen (Rechts- und Allgemein-)Geschichte, mit ausländischen Verfassungen und mit dem Völkerrecht, die beweisen sollen, dass die jeweilige ungarische Regelung nicht einzigartig ist und damit eventuelle Kritik daran entkräften soll. Häufig sind diese Vergleiche sach-

lich falsch oder jedenfalls so aus dem Zusammenhang gerissen, dass sie in ihrer Verzerrung einen falschen Eindruck hinterlassen. Das betrifft etwa die Äußerung, Ungarn habe stets an der Spitze der europäischen Verfassungs- und Rechtsentwicklung gestanden (S. 23-25); in Wirklichkeit waren Rechts- und Verfassungsentwicklung in Ungarn – wie in allen Staaten der Region – seit dem zweiten Feudalismus, also seit der frühen Neuzeit, im Vergleich zu Westeuropa rückständig, was auch für das als Beweis für die Modernität ungarischer Entwicklung zitierte Dreierbuch von Werbőczy gilt, da Westeuropa zu jener Zeit schon über eine derart stark ständisch geprägte Rechtsauffassung hinaus war. Auf die Ahistorizität des Gebrauchs des Begriffs »Kardinalgesetz« (*sarkalatos törvény*) angesprochen, weichen die Interviewten aus (S. 82-83), obwohl sich an dieser Frage der künstlich wirkende Traditionalismus der neuen Verfassung sehr anschaulich hätte erläutert und politisch begründet lassen können. An falschen Vergleichen mit ausländischen Rechtsordnungen sei nur der Verweis auf die angebliche Normativität der Präambel des deutschen Grundgesetzes (S. 41)¹ genannt, und an falschen Verweisen auf das Völkerrecht nur die angebliche Völkerrechtsgemäßheit der Ferneinbürgerung magyarischer Bürger der Nachbarstaaten (S. 65-67).²

Insgesamt wird das Buch dem Ziel, Insider-Informationen über das Zustandekommen der neuen ungarischen Verfassung zu liefern und über den gesetzgeberischen Willen hinter den einzelnen Regelungen zu informieren, nicht gerecht. Weder juristische noch politische Neugier wird befriedigt. Das zweite und ebenso wichtige Ziel, Diskussionen über die Verfassung anzuregen, erreicht das Buch vielleicht eher. Die vielen Fragen, die offensichtlich offen bleiben, können weiter gestellt und diskutiert werden, dies sowohl in Ungarn selbst als auch bei seinen ausländischen Freunden.

Herbert Küpper

Regensburg

Quo vadis, Hungaria? Kritik der ungarischen Vernunft. Osteuropa 61 (2011) Nr. 12. Herausgegeben von SAPPER, MANFRED – WEICHSEL, VOLKER. Berlin: Wissenschafts-Verlag 2011. 432 S. 29 Kt. 55 Abb. ISBN 978-3-8305-1947-8.

Ungarn befindet sich in einer Phase des politischen Umbruchs. Seit dem Frühjahr 2010, als die nationalkonservative Partei FIDESZ gemeinsam mit den Christdemokraten zwei Drittel der Parlamentssitze erringen konnte, gestaltet die Regierung unter Ministerpräsident Viktor Orbán das Land mit Hilfe seiner überragenden Mehrheit um: Das umstrittene Mediengesetz, ein neues Grundgesetz, Beschränkungen der Prüfungsbefugnisse des Verfassungsgerichts, Neubesetzungen von Positionen in Verwaltung, Justiz und Kulturbetrieb, die Verstaatlichung der privaten Rentenversicherung und eine für ausländische Multis belastende Steuerpolitik. Es scheint für die Regierung kaum Tabuzonen zu geben. Kritik ist zum Teil

¹ Die diesbezüglich auch in Deutschland hoch umstrittene Verfassungsgerichtsentscheidung erklärte einzig das Wiedervereinigungsgebot für quasi-normativ und hob es ausdrücklich aus dem Rest der nicht normativen Präambel hervor.

² Die Ferneinbürgerung wirft zumindest im Hinblick auf das auch für Ungarn geltende Europäische Übereinkommen zur Staatsangehörigkeit ernste Bedenken auf.

berechtigt, insbesondere hätte man sich mehr Geduld, Konsensfähigkeit und Großmut gewünscht.

Die westliche, insbesondere deutschsprachige Presse begleitet die Politik der Regierung Orbán überaus kritisch und bisweilen in einem rüden Tonfall, der sich in der sonstigen EU-Auslandsberichterstattung kaum wiederfindet. Jegliches Schandmal scheint geeignet, um es den Regierungsparteien und ihrem »Führer« Viktor Orbán anzuheften. Ungarn (nicht etwa die Regierung) wurde in deutschsprachigen Tageszeitungen sogar als Neandertaler oder als Pestbeule am (gesunden?) Körper der Europäischen Union abgebildet. Selbst ‚Die Welt‘ erging sich wieder und wieder in Faschismusvergleichen. In dieser aufgeheizten Atmosphäre schlichen sich Fehler ein: So machten Meldungen die Runde, das ungarische Mediengesetz sanktioniere unausgewogene Berichterstattung mit hohen Geldstrafen. Und die Publizistin Krisztina Koenen behauptete in einem Radiointerview, zwei Persönlichkeiten seien zu Verfassungsrichtern gewählt worden, obwohl sie angeblich über keinen Jura-Abschluss verfügten. Beides entspricht nicht den Tatsachen. Gleichwohl wurde keine der beiden Falschmeldungen korrigiert, beide stehen weiterhin im Raum. Man könnte weitere Beispiele nennen. Da der feindselige Tonfall und die Falschmeldungen in Ungarn kopfschüttelnd bis empörend aufgenommen werden, sind sie geeignet, die dringend notwendige sachliche Debatte über die in Teilen tatsächlich kritikwürdige Regierungspolitik zu verhindern, denn all das stärkt letztlich Gruppierungen wie die rechtsradikale Oppositionspartei Jobbik, die sich als vermeintliche Retterin der Nation geriert.

In Zeiten einer so ideologisch durchsetzten Debatte besteht Bedarf an zuverlässigen, fundierten Informationen. Sie könnten helfen, die durch die Sprachbarriere verursachte Unkenntnis in Bezug auf Kultur, Geschichte und Gesellschaft Ungarns zu beseitigen und dazu beizutragen, das Land und so auch die Ursachen für die politische Lage besser einzuschätzen. All das könnte zu einer Versachlichung der Debatte führen.

Dass der Sonderband „Quo vadis, Hungaria? Kritik der ungarischen Vernunft“ an den soeben genannten Anforderungen letztlich scheitert, mag – wie es Burkhard Bischoff in der österreichischen Tageszeitung „Die Presse“ am 19. Februar 2012 schrieb – an der Tatsache liegen, dass sich die Herausgeber Manfred Sapper und Volker Weichsel selbst in den erbitterten ideologischen Kampf, der in Ungarn läuft, haben hineinziehen lassen. Es ist aber gerade diese Einseitigkeit und schon aus den Jahren 1998-2002 bekannte Parteinahme, die den Blick trübt und die gesellschaftliche Spaltung weiter vertieft.

Zunächst die verhalten gute Nachricht: Einige Beiträge sind von ausgesprochen hoher Qualität. Zuvorderst erwähnt werden muss in diesem Zusammenhang der Aufsatz „Lager und Fahne sind eins“ des Historikers Krisztián Ungváry. Der Autor zeichnet ein realistisches und gerade deshalb bedrückendes Bild von der Erinnerungskultur im heutigen Ungarn, die ein fast unüberwindbares Hindernis für eine aufrichtige und objektive Aufarbeitung der Geschichte des 20. Jahrhunderts ist. Die tiefe Spaltung der ungarischen Gesellschaft in »rechts« und »links« rührt auch von dem seit Jahrzehnten wechselnder Staatsdoktrin unterworfenen Geschichtsbild, dem Hang zur Glorifizierung der eigenen Geschichte und der Verharmlosung der Verantwortung her. Gerade die, je nach Lager gegenläufige, einseitige Wahrnehmung der jüngeren Historie – Trianon, Horthy-Zeit, die Rolle Ungarns im Holocaust und des sich anschließenden Kommunismus – steht einer kultivierten Debatte der politischen Lager bis heute im Weg. Bedauerlicherweise leistet auch die

aktuelle Regierung keinen Beitrag, diesen Knoten zu durchschlagen. Das verordnete Geschichtsbild in der neuen Verfassung des Jahres 2011 ist vielmehr das Gegenteil dessen, was wünschenswert gewesen wäre.

Balázs *Ablonczys* „Trauma, Tabu und Kult. Trianon und die Auslandsungarn“ und Ferenc *Laczós* „Ungarn und der Holocaust. Geschichtspolitik und historische Verantwortung“ stellen weitere wertvolle Beiträge zur ungarischen Geschichte zur Verfügung. Lesenswert ist auch der juristische Fachbeitrag von Herbert *Küpper* zur neuen ungarischen Verfassung „Mit Mängeln. Ungarns neues Grundgesetz“. Er sieht Verbesserungsbedarf, kritisiert die starke Ideologisierung und »Schlamperei« des Gesetzgebers und weist auf Gefahren hin, die aus einem verantwortungslosen Umgang mit den Machtbefugnissen resultieren könnten. Last – but not least – ist Ellen *Bos* mit ihrem Beitrag „Ungarn unter Spannung. Zur Tektonik des politischen Systems“ zu erwähnen; im ersten, politischen Teil des Buches ist sie die einzige, der es gelingt, bei aller berechtigter Kritik an der Regierungspolitik Augenmaß zu wahren und den Pauschalvorwürfen, in Ungarn sei die Pressefreiheit aufgehoben oder die Diktatur eingeführt worden, entgegen zu treten.

Die genannten Essays und die für Landesstudien hilfreichen Tabellen und Landkarten können den Gesamteindruck, die Macher des Sammelbandes hätten sich von der Tagespolitik anstecken lassen, leider nicht entkräften. Bekannte Orbán-Kritiker wie Krisztina *Koenen* mit ihrem Beitrag „Feinde, überall Feinde. Die Welt, wie sie Viktor Orbán sieht“, Bálint *Magyars* „Autokratie in Ungarn. Ungarn unter Orbán“ und der Aufsatz der Journalistin Mária *Vásárhelyi* „Angriff auf die Pressefreiheit“ verfassen lautstarke Anklagen, aber die Sichtweise der *anderen Seite* fehlt gänzlich. Sogar der durchaus angebrachte Hinweis, dass der Autor Bálint *Magyar*, der Ungarn als Autokratie bezeichnet, ehemaliger Minister im sozialliberalen Gyurcsány-Kabinetts war, fehlt. So ging eine Möglichkeit, den kritischen und tendenziell der Opposition verpflichteten Stimmen – denn anders ist deren Schweigen zu den Verfehlungen der sozialliberalen Vorgängerregierungen kaum zu erklären –, eine andere, wenn auch nur *mögliche* Sichtweise, gegenüber zu stellen und damit den dringend notwendigen sachlichen Diskurs zu fördern, verloren. Das Buch verfolgt in diesem Punkt eine klare – gegebenenfalls von echter, unter Umständen sogar berechtigter Sorge genährte – politische, weniger eine wissenschaftliche Agenda. Auch dieses Anliegen ist zweifellos legitim, die Frage ist nur, ob es sich in der aktuellen Atmosphäre mit dem Anspruch der Wissenschaftlichkeit in Einklang bringen lässt. Zweifel sind berechtigt, betrachtet man die mitunter bösartig verzerrenden Bildunterschriften, die das Werk durchziehen: Da wird Papst Benedikt XVI. mit dem ungarischen Ministerpräsidenten abgebildet, das Foto ist mit dem spöttischen Satz »mit höchstem Segen« beschriftet (S. 115). Gleiches gilt für den Titel „Nationale Werte“ unter einem Bild der gerichtlich verbotenen rechtsradikalen „Ungarischen Garde“ (S. 83).

Der undifferenzierten Lobeshymne Paul *Lendvais*, der am 31. Januar 2012 in der österreichischen Tageszeitung ‚Standard‘ schrieb, „Quo vadis, Hungaria“ sei »Pflichtlektüre für sämtliche europäische Außenminister und Chefredakteure«, vermag man sich nach alledem nur anzuschließen, wenn man die politische Sichtweise der erbitterten Gegner Orbáns teilt. Bei nüchterner Betrachtung kann der Sammelband in weiten Teilen den Bedarf an einem Werk, das den tieferen Ursachen für die gegenwärtige Spaltung der ungarischen Gesellschaft und den weit verbreiteten Willen zur Vernichtung des politischen Gegners auf den Grund geht, nicht decken. Zu groß scheint der Einfluss der Tagespolitik und der Sichtweise der

am Wählervotum kläglich gescheiterten ungarischen Opposition zu sein; letzteres zeigt sich insbesondere daran, dass in den besonders kritischen Beiträgen ausführliche Worte zur katastrophalen Bilanz der Vorgängerregierung, die den Wahlsieg Orbáns erst ermöglicht hat und deren Wirken von den heutigen Orbán-Kritikern in den Redaktionen zumeist sehr wohlwollend begleitet wurde, fehlt. Umso mehr ist den Autoren der eingangs hervorgehobenen Beiträge zu danken, dass sie sich von dieser Gesamtstimmung nicht haben anstecken lassen.

Andreas Oplatka, der exzellente Kenner des Landes und ehemalige Ungarn-Korrespondent der ‚Neuen Zürcher Zeitung‘, kritisierte jüngst im EU-Parlament zu Recht diejenigen Akteure, die sich, egal ob aus Unwissenheit oder mit Vorsatz, von einer Seite der zutiefst gespaltenen ungarischen Gesellschaft vereinnahmen lassen. Wachsame Auslandsberichterstattung darf nicht von der Couleur der Regierung abhängen. Und sie muss vollständig sein. Dieser Einwand macht „Quo vadis, Hungaria“ keineswegs überflüssig, aber seine Schwächen verständlich. Letztlich verkörpert das Buch ein ewiges Grundproblem der Ungarn-Berichterstattung: Die einseitige Quellenauswahl.

Michael Pießkalla

München

MÜLLER, JAN-WERNER: *Wo Europa endet. Ungarn, Brüssel und das Schicksal der liberalen Demokratie*. Berlin: Suhrkamp 2012. 79 S. ISBN 978-3-518-06197-8 = Edition Suhrkamp digital.

Die gegenwärtige ungarische Regierung sorgt immer wieder für Schlagzeilen in europäischen Zeitungen aller Couleur, die sich darin einig sind, dass momentan in Ungarn etwas Einzigartiges beziehungsweise Befremdliches passiert. Zwar ist es offensichtlich, dass in diesen meist negativen Berichten und politischen Stellungnahmen Unkenntnis oder Befangenheit oft eine starke Rolle spielen, aber sie sind in erster Linie Reaktionen auf die Gesetzgebung des ungarischen Parlaments und auf die Praxis der Regierung, die aus Sicht der Europäischen Union als beratungsresistent erscheint. Die Berichte und Stellungnahmen stellen jedoch selten Fragen über die Ursachen und Folgen, sondern werden als Waffen im politischen Kampf im eigenen Land oder im Europäischen Parlament in Anspruch genommen. Dieser Waffencharakter der Einwände und Vorwürfe wird mit dem Überreagieren der ungarischen Regierung nicht geschwächt, sondern sogar deutlich verstärkt. Dieses wiederum zeigt die für viele unleugbar undemokratischen Züge der Orbán-Regierung noch deutlicher.

In dieser unübersichtlichen Situation fehlten politikwissenschaftliche Analysen außerhalb Ungarns bisher völlig. Im März 2013 ist der hier anzuzeigende schmale Band erschienen. Verfasst wurde er vom deutschen Politikwissenschaftler Jan-Werner Müller, der an der Princeton University lehrt, und dessen persönliche und fachliche Bezüge zu Ungarn auf dem ersten Blick ersichtlich sind. In der ersten Hälfte des Buches beschreibt er grob die historischen und politischen Entwicklungen im Ungarn der letzten zwanzig Jahre, um dann die Hintergründe der heutigen Situation zu beleuchten und verständlich zu machen. Er stellt jedoch diese Entwicklungen in einen größeren europäischen Zusammenhang, in dem sich Beispiele antidemokratischer Praktiken wie in Italien oder in Rumänien häufen, und zu dessen Analyse die viel diskutierte Postdemokratie einen entsprechend theoretischen

tischen Rahmen bieten könnte. Die zentrale Fragestellung des Buches bezieht sich aber nicht auf Ungarn, sondern auf die Europäische Union: Was kann und darf Brüssel tun, wenn ein Mitgliedsstaat der EU nicht nach den Normen des Rechtsstaates und der Demokratie handelt? Jan-Werner Müller fordert sofortige und effektive, aber zugleich vorsichtige Interventionen und eine entsprechende Institution mit der Aufgabe der regelmäßigen Kontrolle von Rechtsstaatlichkeit und Demokratie, die er *Kopenhagen-Kommission* nennt, damit die Prozesse angehalten beziehungsweise rückgängig gemacht werden können. Der Autor hat sicher Recht, wenn er glaubt, dass voreilige, zu harte und gegen die gesamte Bevölkerung gerichtete Maßnahmen kontraproduktiv wirken können. Vorsicht ist geboten, aber zwei Fragen stellen sich dennoch: Ist die chirurgische Methode der EU gegen eine Politik mit der Keule der Orbán-Regierung wirksam genug? Gibt es eine Reaktion auf die Warnungen der EU in der ungarischen Gesellschaft, ohne die alle Drohungen oder Maßnahmen zwecklos sind? Unkluge und unverhältnismäßige Interventionsmittel verursachen ein Nullsummenspiel, dessen Auswirkungen unvorhersehbar sind. Diese Fragen gehören noch in die Zukunft. Auf ihre Beantwortung sollten wir aber nicht ohnmächtig warten.

László Levente Balogh

Debrecen

Wirtschaft und Gesellschaft

The History of Handicraft in Hungary. Edited by SZULOVSKY, JÁNOS. Budapest: Hungarian Chamber of Commerce and Industry 2012. 180 S. 411 Abb. ISBN 978-963-9008-97-7.

Dieses Buch ist die englischsprachige Version des im Jahre 2005 erschienenen ungarischsprachigen Bandes, das die Geschichte des Handwerks in Ungarn umfassend behandelt. Der gegenüber der Originalausgabe stark gekürzte Text mit viel mehr visuellen Informationen hat dem Inhalt keinen Schaden zugefügt. Ein neues Buch ist entstanden, das weniger die ungarischen Spezialisten, als vielmehr das breitere ausländische Publikum, nicht zuletzt Touristen anspricht und als solche das Interesse für Ungarn und seine Geschichte zu wecken vermag. Dies tut es sogar in einem Bereich, der in der öffentlichen Meinung seltener mit Ungarn, dem traditionellen Agrarland der *Tschikosch* und *Tscharda* verbunden wird. Handwerk und Industrie waren aber von Anfang an wichtige und hochentwickelte Tätigkeiten im Karpatenbecken. Ein wohlbekannter Beweis dafür ist der zu den Reichsinsignien gehörende Säbel Karls des Großen oder Säbel Attilas in der Wiener Schatzkammer.

Der Text ist von mehreren Spezialisten verfasst worden. Besonderes Lob verdient, dass hier die Geschichte bereits im 6. Jahrhundert mit einem kurzen Überblick der Awarenzeit (János Gömöri) beginnt, wonach Kapitel dem Mittelalter (István Fodor, Miklós Takács, László Szende) und dem mittelalterlichen Zunftsysteem (Renáta Skorka) gewidmet sind. Die komplizierte Epoche von Mohács bis Rákóczi wird aus zweierlei Sicht dargestellt: Mit Blick einerseits auf die Probleme der wirtschaftlichen Entwicklung (János Buza), andererseits auf die Präsenz der handwerklichen und künstlerischen Tätigkeit der Osmanen (Ibolya Gerelye, Emese Pásztor) sowie ihrer Wechselwirkungen, die der materiellen Kultur in Ungarn in der frühen Neuzeit ihre Einzigartigkeit verliehen. Beinahe ein Drittel des Buches ist der

Industrialisierung gewidmet (János Szulovszky, Zoltán Kaposi), einer Epoche, in der das Handwerk sowohl hochentwickelte Perfektion erreichen konnte als auch den Untergang erfahren mußte. Ein Ausblick des Herausgebers, Szulovszky, auf die Gegenwart und Zukunft im 21. Jahrhundert schließt den Band ab.

Die zahlreichen bunten Abbildungen erlauben nicht nur einen vergnügten Einstieg in das Thema, sondern sind ganz besonders informativ und ergänzen somit den Text. Die Bibliographie ist reichhaltig und bietet genügend weiterführenden Lesestoff auf Deutsch, Englisch und Ungarisch.

Antal Szántay

Budapest

WESTERMANN, EKKEHARD – DENZEL, MARKUS A.: *Das Kaufmannsnotizbuch des Matthäus Schwarz aus Augsburg von 1548*. Stuttgart: Franz Steiner 2011. 526 S. ISBN 978-3-515-09899-1 = Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Beihefte 215.

Wenn der Band nicht eine streng wissenschaftliche Abhandlung beziehungsweise nicht ein außerordentlich anspruchsvolles Quellenwerk wäre, dann hätte man – wirtschaftliche Aspekte betonend – die Aufmerksamkeit eines weitaus breiteren Publikums sicher mit einem Titel wie „Die geheimnisvolle Welt der Fugger“ wecken können.

Der Augsburger Bürger Matthäus Schwarz (1497-1574) war Hauptbuchhalter des Fuggerschen Hauses. Die Unterlagen über seine umfangreiche Handelspraktik wurden vor einiger Zeit von Hermann Kellenbenz (1913-1990) in der Österreichischen Nationalbibliothek aufgespürt. Die nur mittels sehr intensiver Arbeit mögliche Aufarbeitung der Schrift musste er jedoch seinen Nachfolgern hinterlassen.

Nach der Vorstellung der Quellen wird dem Leser ein Bild über den Hauptbuchhalter und seine Arbeitsmethoden, über den Kreis seiner Vertrauten, über den Aufbau der Faktorei vor Augen geführt – ein umfassendes Bild, das jedoch mit der notwendigen Vorsicht gezeichnet wird. So sollte man zum Beispiel hinterfragen, ob die Angabe des wahrscheinlichen Sterbeortes Rückschlüsse auf den möglichen Ort der Tätigkeit erlaubt, wie es bei »der verstorbene Hans Alber (Olmütz?)« (S. 40.) der Fall war, denn der Genannte hat das Fugger'sche Haus nicht in Mähren, sondern in Ofen (*Buda*) – im Königreich Ungarn – vertreten; er wurde 1526, in einer von chaotischen politischen Verhältnissen gekennzeichneten Zeit, trotz seines schon fortgeschrittenen Alters kurze Zeit unter Arrest gestellt.¹

Die für die Tätigkeiten der Fugger bedeutsamen Regionen, Produktions- und Handelsplätze werden zum Teil hinsichtlich ihrer geographischen Verteilung, teilweise aber auch nach staatlichen, politischen Einheiten strukturiert vorgestellt, so

¹ »Dieselbe zeit ist Hanß Alber[t] von München der Fugger Factor zu Ofen gewest, ein feister gebrechlicher Mann, und ich neben ihm der Cassier.« Aus den Memoiren von Hans Derschwan in: Extract der Beschreibung des Mitternhauß, im Neusohl gelegen, durch Hansen Thurnschwamb, der Herrn Fugger gewesen Factorem daselbst, samt andern, was sich in der Kron Hungern zugetragen, geschrieben im Ein Thausend Fünfhundert drey und sechzigsten Jahr (Johann Christian Engel: Geschichte des Ungarischen Reichs und seiner Nebenländer. Erster Theil. Halle 1797, 190-209, hier 201). Ungarische Ausgabe: Hans Derschwan: Erdély. Besztercebánya. Törökországí útínapló. Hg. Lajos Tardy. Budapest 1984, 18, 20-21, 123, 126.

Italien von Venedig bis Sizilien. Nach Spanien, Portugal und den Niederlanden folgt England beziehungsweise – unter besonderer Beachtung der Lyoner Messen – Frankreich. Innerhalb des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation bekamen die sich entlang der imaginären Achsen Augsburg – Lübeck und Wien – Hamburg erstreckenden wichtigen Reichsstädte sowie die unter dem Aspekt des Bergbaus und der Industrie bedeutenden Landesteile – zum Beispiel Tirol und die böhmischen Gebiete – den ihnen gebührenden Platz zugewiesen. Die Reihe schließt mit Ungarn, Polen und Schlesien.

Die Namen der geographischen beziehungsweise politischen Einheiten deuten auf Siedlungen von herausragender Bedeutung hin. So geht es im Kapitel „Niederlande“ eigentlich um das von den Fuggern so sehr geschätzte Antwerpen (101-111), wo Gewürze, Textilien – flämisches und englisches Tuch sowie Barchent – Rohstoffe (darunter ungarisches und Tiroler Kupfer) getauscht, wo Wechselgeschäfte abgewickelt wurden. Mittels dieser reflektierenden Aufzeichnungen über die lebhaften und vielseitigen wirtschaftlichen Tätigkeiten gelangt man zu Erkenntnissen über die Wechselkurse der hochwertigen Goldprägungen, findet man Daten über die Währung, über das Handels- und Edelmetallgewicht sowie das Ellenmaß.

Im Abschnitt „Die Montanunternehmungen der Fugger“ steht die Tiroler Montanwirtschaft im Mittelpunkt, aber auch die *Ungarische Handlung*² und der Reichensteiner Goldbergbau bekommen einen angemessenen Stellenwert.

Die Orientierung wird dem Leser durch die 10seitige, gelungen formulierte Zusammenfassung erleichtert, die auch in englischer, italienischer und französischer Sprache vorliegt – eine Praxis, die Schule machen sollte.

Die durch Einführung und Bemerkungen ergänzte Ausgabe des Textes des Kaufmannsnotizbuchs von Matthäus Schwarz wurde mit einer Buchstabengröße veröffentlicht, die kleiner ist, als jene dieser Besprechung, so dass sie umfangreicher ist, als es die Seitenzahlen erahnen lassen. Das Literaturverzeichnis des Bandes ist von imposantem Umfang, die Notizen wurden mit überdurchschnittlicher Sorgfalt erstellt, und auch das Personen- und Ortsregister ist gut zu handhaben. Die im letzteren unweigerlich vorkommenden kleinen Ungenauigkeiten und Fehler, die das Verständnis jedoch keineswegs beeinträchtigen, hätten bei Verwendung eines in München erschienenen Ortslexikons³ vermieden werden können.

In dieser Zeitschrift muss erwähnt werden, dass die Namen des Herausgeberpaars Westermann – Denzel im Kreise der ungarischen Wirtschaftshistoriker bekannt sind und einen guten Ruf genießen. Sie haben ihr umfangreiches und aussagekräftiges Kaufmannsnotizbuch dem Gedenken an Professor Kellenbenz gewidmet. Der ehemalige Lehrstuhlinhaber hätte dieses hervorragende Quellenwerk zweifellos mit Freude in den Händen gehalten. Es ist eine Publikation, von der mit Sicherheit behauptet werden kann, dass ohne sie in Zukunft weder über die Fugger noch über wirtschaftshistorische Themen Europas der frühen Neuzeit gearbeitet werden kann.

János Buza

Budapest

² Dieser Abschnitt ist nicht identisch mit Markus A. Denzel: Zur Ungarischen Handlung der Fugger nach der Handelspraktik des Matthäus Schwarz. Erste Hälfte des 16. Jahrhunderts. In: Ungarn-Jahrbuch 28 (2005-2007) 185-198.

³ Dénes Wildner: Ortslexikon der ehemaligen Gebiete des historischen Ungarns. A történelmi Magyarország egykori területeinek helynévtára. I-II. Bearbeitet von Ralf Thomas Göllner. München 1996, 1998.

Die Ansiedlung der Deutschen in Ungarn. Beiträge zum Neuaufbau des Königreiches nach der Türkenzeit. Herausgegeben von SEEWANN, GERHARD – KRAUSS, KARL-PETER – SPANNENBERGER, NORBERT. München: R. Oldenbourg 2010. 234 S. Zahlr. sch/w Abb. ISBN 978-3-486-59750-9 = Buchreihe der Kommission für Geschichte und Kultur der Deutschen in Südosteuropa 40.

Dieser Band enthält die Beiträge der internationalen Tagung, die von der Kommission für Geschichte und Kultur der Deutschen in Südosteuropa (Tübingen) und dem Stiftungslehrstuhl für deutsche Geschichte und Kultur im südöstlichen Mitteleuropa der Bundesrepublik Deutschland am Institut für Geschichte der Universität Fünfkirchen (*Pécs*) organisiert und vom 2. bis 4. Oktober 2008 in Fünfkirchen durchgeführt wurde. Das Thema der Konferenz, das im Titel des Buches erscheint, kann mit Recht als sehr wichtig betrachtet werden. Denn es handelt sich um eine lange Periode, die vom Ende des 17. bis zum Anfang des 19. Jahrhundert dauerte und aus der heutigen Perspektive eine bestimmende Entwicklungsepoche in der Geschichte Ungarns nach der langen osmanischen Besetzung war. Zu diesem Aufbauwerk, das im Laufe des 18. Jahrhunderts erfolgte, hat die Ansiedlung der Deutschen zweifellos wesentlich beigetragen. Aus forschungsmethodologischer Sicht lohnte sich dieses Tagungsthema auch deswegen, weil es Anlass für interdisziplinäre Annäherungen gab.

Die erste Studie von Norbert *Spannenberger* überblickt die Interpretationen der Ansiedlungspolitik der österreichischen und ungarischen (eigentlich auch deutschen) Historiographie seit dem Beginn der modernen Geschichtsschreibung zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Sein Versuch ist durchaus gerechtfertigt, da dieses Thema zwar häufig von Historikern behandelt wurde, aber nie Gegenstand eines bilateralen Diskurses war. Die meisten Verfasser deutschsprachiger Werke sahen in diesem Prozess etwa bis Ende des Zweiten Weltkrieges ein Mittel des Kulturtransfers, der zur wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung Ungarns wesentlich beigetragen hatte. Die deutsche Ansiedlung wurde speziell von manchen österreichischen Historikern der Zwischenkriegszeit sogar als Sendung Österreichs beziehungsweise der Habsburgerdynastie interpretiert. Demgegenüber steht ganz entgegengesetzt die Stellungnahme der »freiheitskämpferischen« (seit 1848) und »millenarischen« (um und nach 1896) ungarischen Historiographie, deren Vertreter in diesem Prozess oft eine Germanisierungstendenz und vor allem eine Ursache für die Mehrheit fremder Ethnien in Ungarn sahen. Unterschiede bei der Beurteilung dieses Phänomens unter den ungarischen Historikern gibt es nur in der Frage, ob diese Maßnahme der damaligen Wiener Regierung von Ungarnfeindlichkeit oder durch eine wirtschaftliche Rationalität motiviert war, also eigentlich zugunsten des Landes erfolgte.

In seinem Beitrag über den habsburgischen Staat als Akteur der Ansiedlung in Ungarn von Karl VI. bis Maria Theresia geht Ernst Dieter *Petritsch* von dem 1689 veröffentlichten Populationspatent Kardinal Leopold Kollonichs aus, welches den Ansiedlern verlockende Bedingungen bot. Diese Versprechungen blieben auch später gültig, obwohl die Einwanderung durch den Rákóczi-Aufstand (1703-1711) und den ersten Türkenkrieg Karls VI. unterbrochen wurden. Das „Ungarische Einrichtungswerk“ wurde allerdings nicht unter der Leitung dieses Oberpriesters verfasst, es ist ein Vorschlag ungarischer Magnaten gewesen. Erst nach dem Frieden zu Passarowitz (1718), als das Temescher Banat gemeinsam mit großen Teilen der Batschka als Krondomänen unmittelbar den Wiener Zentralstellen unterstellt wur-

den, ergriffen der Gouverneur des Banats, Claudius Florimund Graf Mercy und seine Nachfolger wichtige Wirtschaftsmaßnahmen. Die Hebung der Einwohnerzahl, die Vermehrung des Steueraufkommens und die Stärkung der Militärmacht waren die wichtigsten Ziele. Aber auch die Hoffnung auf Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion spielte eine wichtige Rolle. Insofern kam dem Banat die Rolle einer Muster-Provinz zu. Infolge des unglücklichen zweiten Türkenkrieges Karls VI. wurde aber das Banat zu einem durch die osmanischen Truppen und die darauffolgende Pest in großen Massen entvölkerten Grenzland, in dem erst nach dem Siebenjährigen Krieg (1756-1763) wieder intensiver, eigentlich bis zu Zeiten von Franz II. angesiedelt werden konnte.

Márta Fata stellt fest, dass die josephinische Agrarreform teilweise auf die eingeleitete Parzellierung, das heißt, auf die eigentliche »Privatisierung« bei gleichzeitiger Ablösung der Robot zurückgeht, die in den theresianischen Zeiten auf den Kameralgütern zu Pardubitz (Böhmen) auf den Vorschlag des Franz Anton Raab eingeführt worden war und rasch zu einem großen wirtschaftlichen Erfolg geführt hatte. Durch die Aufhebung der kontemplativen und der Bettelorden beziehungsweise der 1777 aufgelösten Jesuitengüter machten die Kameral- und Krongüter, ohne das Banat, etwa 15 Prozent des gesamten Urbariallandes im Königreich Ungarn aus. Der Erfolg der Robotablösung, die Joseph II. auf allen Staatsgütern einführte, hing mit den finanziellen Möglichkeiten der Bauern zusammen. Sowohl Grundherren waren gegen die Ablösung als auch die zahlreichen Kleinhäusler und Tagelöhner, die die nötige Summe nicht bezahlen konnten. Deswegen sollte die *Rababisierung* in Ungarn hauptsächlich mit deutschen Kolonisten erfolgen.

Das Referat von György Kurucz beschäftigt sich mit der Auswirkung der Kolonisation auf die ungarische Agrarwirtschaft des 18. Jahrhunderts. Die Ansiedlung der Deutschen hatte zur Folge, dass die Zahl der Handwerker beträchtlich ebenso wuchs wie die Zahl der neu entstandenen Siedlungen. Bis etwa in die 1770er Jahre hinein brachte der landwirtschaftliche Export bedeutende Gewinne, an dessen Spitze – den vorigen Jahrhunderten ähnlich – die Rinderausfuhr stand. Trotz der allmählichen Verbreitung der Dreifelderwirtschaft und der Düngung lag das Niveau der Ackerpflanzenproduktion jedoch in vielerlei Hinsicht hinter dem Standard der westeuropäischen Agrartechnik. Die Wiener Regierung versuchte, durch die Urbarialregulierung, die dem Schutz der steuerzahlenden Bauernschaft diente, und durch die Verbreitung zeitgemässer Agrartechniken sowie einer in einfacher Sprache verfassten Fachliteratur die Entwicklung voranzutreiben.

Zoltán Kaposi analysiert die allgemeinen wirtschaftlichen Auswirkungen der Ansiedlung, welche die schnelle Steigerung des staatlichen und grundherrlichen Steueraufkommens verursachte. Es kam aber nicht selten vor, dass die Deutschen – und nicht nicht nur sie und nicht nur auf den neu besiedelten Gebieten – durch die Zahlung eines jährlichen Geldbetrags die Ablösung der Robot beziehungsweise anderer Leistungen erreichen konnten. Der Verfasser hält die fortschreitende Urbanisierung anderer Erbländer der Habsburgermonarchie für die Ursache der Aufwertung der ungarischen Agrarprodukte. Im 18. Jahrhundert waren aber die Möglichkeiten der ungarischen Agrarausfuhr im Allgemeinen eher schwankend, deren Nachfrageperioden sich an die Kriegszeiten knüpften. Die Aufklärungszeit und die spätere, nachnapoleonische Periode scheinen hier gewissermassen ineinander zu laufen. Sehr wichtig ist jedenfalls die Beobachtung, dass die Pferdehaltung der Deutschen den Anbau von Grünfutter (Klee, Luzerne) verstärkte und von der Dreifelderwirtschaft zu der intensiveren Fruchtwechselwirtschaft führte. In der Vieh-

zucht erschienen durch den deutschen Einfluss neben den gewöhnlichen ungarischen grobhaarigen Zackelschaafen auch die Zaupelschaafe.

Karl-Peter Krauss bestreitet die alte Behauptung, dass die deutschen Ansiedler nur »mit einem Bündel« in Ungarn angekommen wären, womit er eine wichtige, meistens vernachlässigte Frage berührt. Er beweist nämlich überzeugend, dass diejenigen, die keine Unterstützung bei der Ansiedlung erhielten, ein gewisses Vermögen mitgebracht haben mussten. Diesem Umstand sei es zu verdanken, dass der Wert des Guts Bóly in Südwestungarn, nördlich von Siklós, zum Beispiel in etwa siebenzig Jahren mehr als auf das Zehnfache stieg. Laut Verfasser ließen viele Auswanderer einen Teil ihres Vermögens unter vormundschaftlicher oder privater Verwaltung zurück, um ihn zu einer späteren Zeit als *Erbschaft* anzufordern, da es mehrere Möglichkeiten gab, Erbschaftsvorgänge anzustoßen. Krauss sieht die Leitfrage der ganzen Problematik darin, inwiefern der Geldtransfer dem wirtschaftlichen Erfolg der Siedler und der infrastrukturellen Entwicklung des Raumes Impulse gab. Die eigentlich vom Heiligen Römischen Reich stammenden Summen wurden meistens »zur Investition im Land, zur Erlangung des Bürgerrechts, zum Kauf von Häusern oder zur Investition in Handwerksbetrieben verwendet«. »So wurde aus den Herkunftsgebieten stammendes Kapital [in der neuen Heimat der Siedler] zu einem Katalysator für soziale Mobilität und ökonomischem Aufschwung«.

Zoltán Csepregi schreibt über die Wirkung des Pietismus in Ungarn anhand der deutschen lutherischen Prediger, die im Gebiet der *Schwäbischen Türkei* tätig waren. Nur wenige sind direkt aus Deutschland, etwa aus Halle gekommen – meistens durch schulfreundschaftliche oder verwandtschaftliche Beziehungen –, die Mehrheit wurde allerdings in Ungarn geboren, wo sie die evangelische Schule zu Preßburg (*Pozsony, Bratislava*), Kremnitz (*Körmöcbánya, Kremnica*), Ödenburg (*Sopron*) oder Raab (*Győr*) besuchte. Die meisten von ihnen waren gut geschult, denn sie studierten auch an einer protestantischen deutschen Universität, in Halle, Jena oder Tübingen. Sie brachten mehrere Richtungen des Pietismus nach Ungarn. Es gibt Beispiele dafür – vor allem auf den Mercy-Gütern im Komitat Tolna –, dass evangelische Geistliche in den Unterricht und in die Erziehung katholischer Kinder einbezogen wurden.

Die Visitationsprotokolle der Diözese Fünfkirchen (*Pécs*) bilden die Basis der Analyse von Zoltán Gózszy über die Eingliederung der deutschen Kolonisten. Im Fokus dieser Quellen stehen die Kleriker und ihre Tätigkeit sowie die mit der (katholischen) Kirche verbundenen Aktivitäten. Nach der Aufhebung der osmanischen Herrschaft war der Ausbau des Netzes von Pfarreien die wichtigste kirchenorganisatorische Aufgabe. In dieser ethnisch gemischten Region hatte die Mehrsprachigkeit der Geistlichen eine besondere Bedeutung. In den deutschen Siedlungen waren am Anfang mit den Ansiedlern aus Deutschland angekommene Pfarrer tätig, später aber hauptsächlich in Ungarn geborene, im Priesterseminar zu Fünfkirchen ausgebildete Personen.

Gábor Barna sieht in der Marienverehrung die Kontinuität des Mittelalters in der barocken Frömmigkeit des 18. Jahrhunderts. Nach der Türkenzeit wurde die katholische Restauration in Ungarn im gedanklichen Umfeld des *Regnum Marianum* formuliert, wo sie einen nationalen Aspekt erhielt. Die Marienverehrung richtete sich natürlich gegen den Protestantismus, zugleich aber – mit der Ikonographie der *unbefleckten Empfängnis*, in der die in der Sonne auf der Mondsichel stehende Gottesmutter den Sieg des Christentums über den Islam symbolisierte – auch gegen die Osmanen. Das von den deutschen Siedlern in Ungarn eingeführte Mariahilf-Bild,

das mit der Türkenbelagerung Wiens (1683) verbunden war, hatte ebenfalls einen antitürkischen Charakter. Infolge der aus der Heimat der deutschen Ansiedler mitgebrachten Gnadensbilder entstanden in Ungarn auch neue Wallfahrtsorte mit verschiedener religiöser Kultur, die weitgehend von Mariazell aus gefördert wurden. Die Verehrung der Vierzehn Nothelfer, des Hl. Valentin, des Hl. Florian und des Hl. Christophorus wird als deutsche Eigenheit interpretiert.

Bei der Analyse der Sprachentwicklungsprozesse in den donauschwäbischen Dialekten beobachtete Katharina Wild einen Ausgleich, aus dem in diesem Raum zwei große Sprachlandschaften resultierten: im Norden vorherrschend oberdeutsche, im Süden vorherrschend mitteldeutsche Dialekte. Infolge der starken Binnenmigration kamen im 18. Jahrhundert die Kolonisten oft aus verschiedenen deutschsprachigen Ortschaften. Diese Mischung wurde allmählich durch einen relativ einheitlichen Ortsdialekt ausgeglichen und entwickelte sich zu einem neuen, selbständigen Mischdialekt. Die Sprachvarietäten wurden noch komplizierter dadurch, dass die Donauschwaben das österreichische Deutsch als Prestigeform des Deutschen betrachteten, denn das Deutschtum der binnenungarischen Städte richtete sich in seiner Lebensführung und in seinem Sprachgebrauch nach dem Vorbild Wien. Ausserdem war das österreichisch geprägte Deutsch die Sprache der Verwaltung, die auch in den Schulen vermittelt wurde.

János Kalmár

Budapest

IFJ. BARTA, JÁNOS: „*Ha Zemplin vármegyét az útas vizsgálja...*“ (*Gazdálkodás és társadalom Zemplén megyében a 18. század végén* [„Wenn der Reisende das Komitat Zemplin untersucht...“ (Wirtschaft und Gesellschaft im Komitat Zemplén am Ende des 18. Jahrhunderts)]. Debrecen: A Debreceni Egyetem Történelmi Intézete 2009. 407 S. 132 Tab. 25 Kt. ISBN 978-963-473-345-4 = *Speculum Historiae Debreceniense* 3.

Ab dem letzten Drittel des 16. Jahrhunderts hörten die Weinkenner in ganz Europa oft vom Komitat Zemplén. Die Päpste lobten den hier angebauten Tokajer Wein. Voltaire beurteilte die lateinischen Gedichte des Grafen János Fekete sehr gern für einige Flaschen vom Tokajer Aszú. Zarin Katharina die Große litt seelisch und physisch, wenn sie nicht jeden Tag Tokajer trinken konnte. Deshalb ließ sie einen Weingarten kaufen und errichtete eine Kommission für Weinkauf in Tokaj. Die calvinistischen Professoren Europas wussten auch von der reformierten Theologie und von der juristischen Akademie in Sárospatak.

János Barta jr. hat eine Monographie über den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zustand dieses Komitats, über die Teilung seines Gebietes nach Kultivierungsarten, über die Einkommensverhältnisse, über den Besitz der Felder, über die Schichtung der hiesigen Bevölkerung nach Einkommen und sozialer Lage geschrieben. Die Zeitgrenzen der Untersuchung bilden einerseits die von Maria Theresia 1767 verordnete Fronregelung, die 1772 in diesem Komitat Wirkung zeigte, andererseits der Tod von Joseph II. Zum Zweck der Fronregelung wurden die vier Oberrichterstuhl-Bezirke des Komitats Zemplén zuerst auf 14, dann wegen der Beschleunigung der verschiedenen Steuern und der Ermessung der Einkommens- und Bevölkerungsverhältnisse zwischen 1778 und 1787 auf 15, und nach 1787 auf 16 Kreise verteilt. Barta analysiert mit großer Sorgfalt die zu dieser Zeit entstandenen Quellen. Die größte Aufmerksamkeit widmet er der Periode von 1772 bis 1787.

Seine Tabellen stellen hauptsächlich die Daten der Zeitspanne zwischen 1778 und 1787 dar.

Der Verfasser untersucht in seiner Monographie die Lebensverhältnisse des adeligen Komitats, dessen Gebiet sich von der Theiß-Brücke zwischen Rakamaz und Tokaj bis zur polnischen Grenze erstreckte und im Westen an die Komitate Sáros, Abauj und Borsod, im Osten an das Komitat Ung und im Süden an das Komitat Szabolcs und an die Theiß grenzte. Das Komitat wurde in vier Oberrichterstuhl-Bezirke aufgeteilt: Hegyalja, Varannó, Bodrogeköz und Nagymihály. Die Mehrheit der Bevölkerung des Bezirks Hegyalja lebte vom Weinbau. Im Bezirk Bodrogeköz dominierten der Getreideanbau und die Bewirtschaftung der Überschwemmungsgebiete. Im Bezirk Varannó lebten die Bewohner von der Forstwirtschaft (Kohle- und Kalkbrennen, Sammeln, Jagd und Fischfang, Holzverarbeitung). Im Bezirk Nagymihály dienten die Schafzucht in den Bergen beziehungsweise die Wollverarbeitung zum Lebensunterhalt. Territorial war der Bezirk Nagymihály am größten, der von Bodrogeköz am kleinsten, der von Varannó war mindestens zweimal, der von Nagymihály dreimal so groß wie der Bezirk Hegyalja. Die größte Bevölkerungszahl hatte aber der Bezirk Hegyalja, die kleinste Varannó.

Das Komitat gliederte sich in vier naturgeographische Regionen auf. Im Süden befand sich Hegyalja mit dem Weinbau, im Nord-Osten lagen die Überschwemmungsgebiete der Theiß und der Bodrog sowie die Ebene von Zemplén, wo der Weizenanbau charakteristisch war. Über diesen Gebieten erstreckten sich die bewaldeten Berge der Bezirke Varannó und Nagymihály. Das Gesamtgebiet des Komitats war 1.094.000 Katastraljoch groß, wovon 310.000-320.000 Joch Acker waren und 382.000 Joch Wald. Man schätzte die Weiden auf etwa 174.000 und die Heuwiesen auf 42.000-48.000 Joch. Die Größe des Weinanbaugebiets bewegte sich zwischen 32.528 und 56.000 Joch.

In der untersuchten Zeitspanne war noch die Zweifelderwirtschaft charakteristisch, ausgenommen die 30-40 Dörfer der Zemplén-Ebene, wo das Ackerland mit der Dreifelder Methode bestellt wurde. Wie an anderen Bergen auch, so machten auch hier die unfruchtbaren, steinigen Berghänge ein großes Gebiet aus.

Gemäß den Daten der ersten offiziellen Volkszählung lebten im Jahre 1787 insgesamt 209.216 Menschen im Komitat, verteilt auf 38.765 Familien in insgesamt 24 Marktflecken, 420 Dörfern und auf der Puszta. Der größte Vorzug des Buches von János Barta ist eben der, dass sich die Datenerhebungen und Analysen über Äcker, Wiesen und Weingärten mit den Lebens- und Arbeitsgewohnheiten der 38.765 Familienwirtschaften organisch verknüpfen. Nach der Errechnung des Einkommens von einem Joch Acker, einem Tagewerk Heuwiese und einem Tagewerk Weingarten in Forint, nach der Feststellung des tatsächlichen Besitzes beziehungsweise nach der Bestandsaufnahme der Renten für die Benutzung des Dienstvolkes kann das in Forint errechnete Einkommen einer jeden Familie genau auf den Kreuzer angegeben werden. Dadurch kann die Gesellschaft des Komitats Zemplén am Ende des 18. Jahrhunderts in der Proportion des Besitzes und der Bodenbenutzung in Bezug auf das Vermögen und das Einkommen gegliedert werden. In Kenntnis dieser Eigentümer- und Einkommensverhältnisse kann man eine Übersicht über jene wirtschaftliche Grundlage bekommen, von der die Bevölkerung des Komitats sich in Richtung Kapitalanhäufung und Verarmung bewegte, welche die Verbürgerlichung erwünschte beziehungsweise die Kapitalisierung erzwang.

Durch den Mangel an statistischen – auch landschaftsgeographischen – Zahlenreihen wird der Verfasser auf zwei Gebieten unsicher: in der Welt der Wälder

und in jener der Überschwemmungsgebiete. Über den von der Forstwirtschaft erzielten Gewinn des Bergbewohners, das heißt, von Waldfrüchten, Eicheln, Pilzen, vom Feuerschwamm, Harz, von Heilkräutern, vom Wild, Vogel, Honig, Wachs, von der Forelle, von der Herstellung von Handkäse und Quark erzählt er wenig. Das ist auch charakteristisch bei der Errechnung der Werte in Forint vom Geflügel der Sümpfe, vom Fisch, vom Krebs, von der Schildkröte, vom Pfuhsfisch, vom Rohrkolben, vom Schilf, vom Ried und vom Biberfell. Auch der Gewinn vom Bau- und Feuerholz, von der Schindel, vom Brett, vom Weinpfahl, von der Geräte- und Geschirrschnitzerei, vom Fassbinden, vom Korbflechten, vom Kohl- und Kalkbrennen, vom Tuchmachen, von der Walke, vom Weben, vom Gebäude- und Mülsteinhauen bleibt verborgen. Diese Erträge sind nicht einmal zu schätzen, obwohl sie für die Familien in dieser naturgeographischen Umgebung mit den täglichen Lebensunterhalt sicherten.

Der Verfasser greift jedoch über die bloße Bestandsaufnahme der quantitativen Indexe hinaus viel tiefer in sein Material. Mit der Analyse der erschließbaren Quellen war er fähig, die Vielfältigkeit der täglichen Arbeit der wirtschaftlichen Einheiten, nämlich der Familien, vorzustellen und das aus dieser Arbeit stammende Familieneinkommen zu errechnen. Anhand seiner Analysen und Beschreibungen werden die sich hinter den Zahlenangaben versteckenden Aristokraten, die mittleren Grundbesitzer, die Grundbesitzer mit Adelsbrief beziehungsweise mit Taxe, die Mönche, die Honoratioren, die Leibeigenen und die Häusler lebendig.

Diese Monographie wird sowohl in ihrem Inhalt und ihrer Struktur als auch in Bezug auf die verwendete historiographische und quellenkritische Methode unumgänglich sein für diejenigen, die sich mit der Geschichte der Wirtschaft und der Gesellschaft in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts vertraut machen wollen.

Péter Takács

Nyíregyháza

Kultur und Bildung

Militia et Litterae. Die beiden Nikolaus Zrínyi und Europa. Herausgegeben von KÜHLMANN, WILHELM – TÜSKÉS, GÁBOR. Unter Mitarbeit von BENE, SÁNDOR. Tübingen: Niemeyer 2009. 462 S. Zahlr. farb. u. sch/w Abb. ISBN 978-3-484-36641-1 = Frühe Neuzeit. Studien und Dokumente zur deutschen Literatur und Kultur im europäischen Kontext 141.

Nikolaus Zrínyi (Zrinski, 1508-1566), 1542 Ban von Kroatien, der 1566 in der Schlacht gegen das osmanische Heer gefallene Held von Szigetvár (1566), war in erster Ehe mit Katharina Frangepan (Frankopan) aus dem kroatischen, in zweiter Ehe mit Eva von Rosenberg aus dem böhmischen Hochadel verheiratet und gehörte zu den adligen Führungskreisen der Habsburgermonarchie. Sein Heldentod hat die europäische Dichtung bis in das frühe 19. Jahrhundert inspiriert. Sein gleichnamiger Urenkel, Nikolaus VII. Zrínyi (1620-1664), diente kurze Zeit am Wiener Hof und verteidigte als königlicher Oberhauptmann, wie sein Urgroßvater, seine Besitzungen auf der Murinsel mit Csakatur (Csáktornya, Čakovec) und die Grenzfestung Légrad. Er nahm mit seinen kroatischen und ungarischen Regimentern auf habsburgischer Seite am Dreißigjährigen Krieg teil und wurde zum Generalfeldwachtmeister befördert. Wie sein Vater und sein Urgroßvater wurde er 1647 Ban von Kro-

atien, 1660 Geheimer Rat, das heißt, Mitglied des obersten beratenden Gremiums der gesamten Monarchie. Er verfasste für die damalige Zeit einzigartige militärische Abhandlungen in ungarischer Sprache und erinnerte mit der unter dem Titel „Adriai tengernek Syrenaia“ [Die Syrene des Adriatischen Meeres] in Wien 1651 gedruckten Sammlung sowie dem „Obsidio Szigetiana“ (1645-1648), dem ersten ungarischen Epos überhaupt, an seinen Urgroßvater. Zugleich publizierte er auch die ersten ungarischen Liebesgedichte. Im österreichischen und im ungarisch-kroatischen Hochadel verheiratet und verschwägert hatte der ungarisch-kroatische Magnat einen festen Platz in der supranationalen Aristokratie der Habsburgermonarchie. Nach seinem Tod infolge eines Jagdunfalls folgte ihm sein Bruder Péter Zrínyi (1621-1671), der wegen seiner Teilnahme an der ungarisch-kroatischen Magnatenverschwörung 1671 mit weiteren Standesgenossen in Wiener Neustadt hingerichtet wurde und dessen hier nicht thematisierte kroatische Übersetzung der „Adriai tengernek Syrenaia“ (Wien 1651), die „Adrianszkoğa mora Syrena“, 1660 in Venedig gedruckt wurde.

Die hier dokumentierte Tagung von Oktober 2007 in Budapest brachte erstmals die kroatische und die ungarische Zrínyi- beziehungsweise Zrinski-Forschung mit der im Wesentlichen literaturhistorisch orientierten deutschen Forschung zusammen. Im ersten Abschnitt „Historische Diagnosen und Konstellationen“ zeigte Géza Pálffy am Beispiel der Rolle der kroatisch-ungarischen Familie Zrínyi/Zrinski und ihrer beiden im Mittelpunkt dieses Bandes stehenden Vertreter »verschiedene Loyalitäten in einer Familie« in der »supranationalen« Aristokratie der Habsburgermonarchie. Damir Karbić thematisierte die Instrumentalisierung von Genealogie und Geschichte durch die Zrínyis am Beispiel der Rückkopplung an das kroatische mittelalterliche Adelsgeschlecht der Šubići sowie die Legenden über den kroatischen König Zvonimir und die sagenhaften „Pacta conventa“ zwischen dem kroatischen Adel und dem ungarischen König vom Jahre 1102. Nóra G. *Etényi* gab einen umfassenden Überblick über „Die beiden Zrínyis in der deutschsprachigen Flugschriftenliteratur des 16. und 17. Jahrhunderts“ und bezog auch die Darstellung der militärischen Leistungen Péter Zrínyis ein. Ágnes R. *Várkonyi* zeigte die bedeutende Rolle des Mainzer Erzbischofs Philipp von Schönborn in der gemeinsamen antiosmanischen Allianzpolitik auf. Zsombor Tóth („Serini 1664, Made in England“) wies auf die zeitgenössische englische Zrínyi-Rezeption und die dort sichtbare ethnographische Topik hin. Béla Köpeczi untersuchte anhand der Schriften des Diplomaten Giovanni Sagredo (1617-1682) die Verbindungen mit der italienischen, insbesondere venezianischen Politik, während Hrvoje Petrić die Bedeutung der von dem jüngeren Zrínyi 1661-1664 im osmanischem Grenzgebiet erbauten und 1664 von den Osmanen eroberten Grenzfestung Neu Serinwar (*Zrínyi-Újvár, Novi Zrin*) für die kroatische und die ungarische Geschichte hervorhob.

Der zweite, überwiegend von deutschen Tagungsteilnehmern bestrittene Teil „Erinnerungen, Fiktionen und Mythen: Die Zrínyis in der europäischen Literatur“, beginnt mit Hermann *Wiegands* Darstellung des älteren Nikolaus Zrínyi in der neulateinischen Dichtung des Siebenbürgers Christian Schesaeus (1571) im Kontext der Türkendrucke der Zeit. András Szabó referierte über neue Forschungsergebnisse zum 1587 in Wittenberg gedruckten „Zrínyi-Album“. István *Bitskey* analysierte die „Topoi des nationalen Selbstverständnisses“ beim jüngeren Zrínyi, während Gyula *Laczházi* die „Poetik der Leidenschaften“ in dessen barocker Gedichtsammlung untersuchte. László Szörényi ordnete die „Obsidio Szigetiana“ in den Kontext des europäischen Heldenepos (einschließlich Schesaeus) ein. Wilhelm *Kühlmann* behandelte

die Darstellung des „Jägertods des Türkenhelden“ in einer Münchener Gedenkpredigt und in frühen deutschen Memorialschriften. Dieter *Breuer* referierte über des kaisertreuen „Matthias Abeles Grabschriften auf den ungarischen Rebellen Péter Zrínyi“ (1673), da die Zrínyi-Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts solche älteren Quellen verarbeitete. Márta Zsuzsanna *Pintér* untersuchte das Drama des Jesuiten Andreas Friz „Zrinus ad Sigethum“ in der katholischen Literatur Ungarns. Clemens August Friedrich Werthes, dessen Trauerspiel „Niklas Zrinyi oder die Belagerung von Sigeth“ (1790) Robert *Seidel* analysierte, war 1784-1791 Professor der Artes Liberales an der Universität Pest. Theodor Körners wirkungsvolles, bis ins 20. Jahrhundert immer wieder gedrucktes Zrínyi-Drama beleuchtete Roman *Luckscheiter* unter dem Aspekt der „Faszination von Tod und Niederlage“. Kálmán *Kovács* untersuchte die unmittelbare sowie die spätere Rezeption, während Bernhard *Walcer* sich mit der Darstellung im historischen Roman des deutschen Philhellenen Joseph Alois Falckh „Paul Juranitsch oder Die Türken vor Sigeth“ (1828) auseinandersetzte. Gábor *Tüskés* behandelte ausführlich und reich illustriert die „Ikonographie der beiden Nikolaus Zrínyi“ (S. 319-387) als einzigen „Aspekt der bildenden Kunst“, wobei die kroatische Historienmalerei zusätzliche Beispiele beisteuern könnte.¹

Nataša *Štefanec* stellte ihren Forschungsbericht „Zrinski Family in the Croatian Historiographic Discourse“ als Fallbeispiel für die Konstruktion einer nationalen Identität dar, wobei sie die Instrumentalisierung dieser Konstruktion in der Publizistik des kroatischen Nationalismus außen vorließ. Sándor *Benes* Vortrag, „Miklós Zrínyi in Post-World War II Scholarly Literature in Hungary“, zeigte die historische Entwicklung und die Aktualität der interdisziplinären Zrínyi-Forschung auf. Der Band endet mit dem Katalog der Ausstellung in der Bibliothek der Loránd-Eötvös-Universität Budapest „Die Zrínyis und Europa“.

Der ansprechend gestaltete Band wird durch ein Quervergleichende ermöglichendes Personenregister abgeschlossen. Unter dem europäischen Gesichtspunkt erschließt der Band der deutschsprachigen Forschung wenig bekannte, jedoch wesentliche Aspekte der frühneuzeitlichen Geschichte des größeren Ostmitteleuropas und ihre Wirkung in der politischen Publizistik der Zeit sowie der Belletristik bis in das 19. Jahrhundert.

Wolfgang Kessler

Viersen

DROST-ABGARJAN, ARMENUHI – KOVÁCS, BÁLINT – MARTÍ, TIBOR: *Catalogue of the Armenian Library in Elisabethopolis*. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag; Eger: Eszterházy Károly College 2011. XLVIII, 408 S. 6 sch/w Abb. ISBN DE 978-3-86583-591-8 = Armenian Cultural Heritage in the Carpathian Basin 1.

Die hier dokumentierte, über der Sakristei der armenisch-katholischen Kirche im heutigen Dumbrăveni (ungarisch *Ebesfalva*, seit 1733 *Erzsébetváros*, deutsch *Elisabethstadt*) in Siebenbürgen erhaltene Kirchenbibliothek war de facto bislang unbekannt, auch wenn Lukács *Ávedik* sie in seiner Stadtmonographie „Szabad királyi Erzsébetváros monográfiája“ (Szamosújvár 1896) mit 2.200 Werken erwähnt (vgl. S. XXV). Der in diesem Band erstmals gedruckte Katalog weist 3.101 Bände sowie die in der Bibliothek erhaltenen 19 lateinisch- und armenischsprachigen Manuskripte aus (S.

¹ Vgl. Marijana *Schneider*: *Historijsko slikarstvo u Hrvatskoj*. Zagreb 1969.

XXXVIII-XXXIX). In der „Historischen Einführung“ skizzieren die Autoren die historische Entwicklung der Stadt, in der sich unter Fürst Michael I. Apaffy (1661-1690) eine größere Zahl von Armeniern niederließ, denen der Fürst Privilegien ausstellte, die König Karl III. im Jahre 1733 und Königin Maria Theresia 1746 mit der Erhebung zur königlichen Freistadt und der Umbenennung in *Elisabethopolis* bestätigten. Seit 1719/1720 bestand eine Mechitaristenmission, die bis 1920 existierte, als die Mönche nach Venedig zurückkehrten.

Die Bibliothek ist im 19. Jahrhundert aus der Bibliotheca Ecclesiae Armenae Elisabethopolanae und Nachlässen, vor allem der armenischen Gemeindepfarrer, entstanden. Aus dem Nachlass der örtlichen Ärzte Bogdán und Josef Wolff stammt eine größere Sammlung deutschsprachiger medizinischer Bücher aus dem 19. Jahrhundert. In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts sind die Bände, nach Sprachen geordnet, in sechs Bibliotheksschränken aufgestellt worden: 483 Bände in deutscher, 436 in italienischer, 103 in französischer, 837 in ungarischer, 220 in armenischer und 981 in lateinischer Sprache, dazu einzelne Bände in sieben weiteren Sprachen. Der größte Teil ist im 18. und 19. Jahrhundert gedruckt worden. Der älteste Titel, der erste Band der „Omnia opera“ des Hl. Augustinus wurde 1552 in Venedig gedruckt [Nr. 66], die jüngsten Veröffentlichungen stammen aus dem Jahr 1898: Ein in Wien gedruckter armenischer Titel [Nr. 711], der dritte Teil eines „Katholikus katekizmus“ von Ferenc Spirago [Franz Spirago, ein sehr erfolgreicher katholischer Populartheologe; 1600] und ein „Román nyelvtan és olvasókönyv“ von Mihály Teutsch und János Popea, das in Brassó bei Zeidner gedruckt worden ist [1683] sowie die ungarische Parallelausgabe zum „Lehrbuch der rumänischen Sprache“ von Michael Teutsch und Popea im selben Verlag.

Die Titel sind nach dem Verfasseralphabet geordnet, Sachtitel nach der Wortfolge, nur Lexika eigentümlicherweise nach dem grammatischen Prinzip [Nr. 524, 913]. Die Titelaufnahme ist in der Regel zuverlässig, wobei Schreibfehler wie *ulque* statt *usque* [Nr. 163] die Ausnahme sind, und werden durch Angaben zur Provenienz ergänzt und dazu mit den elektronischen Katalogen der Herzog August Bibliothek (Wolfenbüttel), der Österreichischen Nationalbibliothek (Wien), des italienischen elektronischen Verbundkatalogs und auch mit Géza Petriks ungarischer Bibliographie 1712-1860, den Verzeichnissen der alten ungarländischen Drucke von Károly Szabó und der armenischen Bibliographie von Oskanyan abgeglichen. Mehrbändige Werke werden nicht unter einem Gesamttitel, sondern nur nach Bänden erfasst. Ein Namensregister, ein Register der Druckorte und Drucker (S. 367-399) und ein Provenienzregister erschließen den Katalog. Die Masse der Titel ist zwar kirchlich oder theologisch geprägt, aber ein systematisches Register zu den nicht im weitesten Sinne theologischen Titel, zu Literatur, wie zum Beispiel zu den aus dem Französischen übersetzten „Gesammelten neuen humori[s]tischen Romanen“ von [Charles] Paul de Kock (1793-1871) [Nr. 926-949], zu Geschichte und Medizin wäre nützlich gewesen, ebenso die Ermittlung des Originaltitels bei der übersetzten Literatur sowie die Nennung der Verfasser nicht nur in der Vorlageform.

Die Erfassung der armenischsprachigen Drucke des 17. bis 19. Jahrhunderts, deren Bedeutung sie in der Einleitung würdigen (S. XXVII-XXXVI), war wesentlich für die Bearbeiter. Von buchgeschichtlicher Bedeutung ist auch die vergleichsweise reiche Sammlung alter lateinischer und italienischer Drucke aus italienischen Offizinen, insbesondere Venedig, die auf die Kontakte der Mechitaristen zu Venedig zurückführen, kulturgeschichtlich interessant wäre auch die Untersuchung der ungarisch- und der deutschsprachigen Titel. Die Drucke aus Ungarn und Sie-

benbürgen lassen sich anhand des Registers der Druckorte leicht ermitteln, ansonsten ist vor allem der gesamte deutschsprachige Raum gut vertreten. Mit dem Katalog liegt eine bislang unbekannte Quelle zur Buch- und Bibliotheksgeschichte, aber auch zur Geistes- und Kulturgeschichte des historischen Ungarn vor.

Wolfgang Kessler

Viersen

SZÖGI, LÁSZLÓ: *Magyarországi diákok németországi egyetemeken és akadémiákon 1526-1700*. [Paralleltitel:] *Ungarländische Studenten an den deutschen Universitäten und Akademien 1526-1700*. Budapest: Eötvös Loránd Tudományegyetem 2011. 486 S. 8 Taf. Abb. ISBN 978-963-284-006-2 = Magyarországi diákok egyetemjárása az újkorban 17.

Neu ist in diesem Band der Schriftenreihe „Universitätsbesuch ungarländischer Studenten in der Neuzeit“, dass er bis auf das studentische Namensverzeichnis zweisprachig, auf Ungarisch und Deutsch gestaltet ist. Im ersten Teil finden wir die reihentypische Gliederung: kurze Einleitung, Erläuterung der Methodik, Vorstellung der Quellenlage, statistische Auswertungen bezüglich Herkunftsorte und -regionen (Verwaltungseinheiten), Tendenzen in zeitlicher Hinsicht, Beliebtheitsgrad der Hochschulen, Ranglisten, ethnische Zusammensetzung der Studentenschaft sowie wichtige Einflussfaktoren der *peregrinatio academica* während der Zeit der türkischen Oberhoheit. Der 330 Seiten umfassende zweite Teil „Adattár“ (*Datenbank*) besteht hauptsächlich aus den studentischen Namensverzeichnissen. Szögi untersucht 28 deutsche Universitäten und fünf Akademien (akademische Gymnasien) und stellt die Ergebnisse in alphabetischer Reihenfolge (von Altdorf bis Zerbst) dar. Er zählt auch die flämische Universität Löwen (Leuven in Belgien) dazu, zumal diese in der Untersuchungszeit zum Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation gehörte. Am Ende des Bandes finden wir ein Namensregister, ein Herkunftsortsregister, ein Inhaltsverzeichnis (auf Ungarisch) sowie acht farbige Illustrationen (Stadtansichten, Matrikelseiten, Buchumschläge).

Hinsichtlich der untersuchten Zeit ergibt sich eine Überlappung von sieben Jahren mit dem Band 11 (2004) der Reihe, der die Jahre 1694 bis 1789 umfasst.¹ Diesbezüglich empfiehlt es sich die spätere (2011) als reifere Version zu betrachten, denn es gibt für die Jahre 1694 bis 1700 durchaus Unterschiede (Leipzig), im Sinne von Ergänzungen und Korrekturen der Namen. Dafür ist die besuchte Fakultät entweder nicht oder nicht mehr mit fetter Schrift hervorgehoben.

Insgesamt sind im Band 5.252 Immatrikulationen des Zeitraumes von 1526 bis 1700 erfasst. Die Zahl der Immatrikulationen ist naturgemäß deutlich höher als die der nachgewiesenen Studierenden aus dem Gebiet des königlichen Ungarn und des autonomen Fürstentums Siebenbürgen (1541-1691). Gerade in dieser Untersuchungszeit finden wir nicht wenige Akademiker, die an mehreren der hier vorgestellten *deutschen* Hochschulen (ohne die Erbländer) immatrikuliert waren. Im Vergleich zu den früheren einschlägigen Teiluntersuchungsergebnissen des 19. Jahrhunderts sind bei Szögi zahlreiche Verbesserungen und Ergänzungen vorgenommen worden. Mangels inländischer protestantischer Universitäten besuchten

¹ Attila Tar: *Magyarországi diákok németországi egyetemeken és főiskolákon 1694-1789 / Ungarländische Studenten an den deutschen Universitäten und Hochschulen 1694-1789*. Budapest 2004.

die Lutheraner, teils auch die Calvinisten und Unitarier aus Ungarn und Siebenbürgen die deutschen protestantischen Universitäten zu Wittenberg (2.507 Immatrikulationen), Frankfurt/Oder (438), Leipzig (414), Königsberg (370), Jena (328), Frankfurt an der Oder (254), Heidelberg (252), Straßburg (212), Altdorf (180), Tübingen (133), Rostock (91), Marburg (83), um nur die ersten zwölf der Rangliste zu nennen. Weniger als 10 Studenten waren in Herborn (9), Gießen (8), Löwen (7), Erfurt (4), Dillingen (4), Köln (2), Bamberg (2) Freiburg (1), Würzburg (1), Rinteln (1) zu finden. Katholische Hochschulen wurden also kaum besucht. In den meisten Fällen war es leider nicht möglich, die besuchte Fakultät in den Matrikeln zu identifizieren.

Nach der Herkunft der Immatrikulierten dominierte Oberungarn mit 1.957 Personen (37,26 Prozent) und Siebenbürgen mit 1.881 (35,81 Prozent), gefolgt von Transdanubien mit 468 (8,91 Prozent). Bei genauerer Betrachtung ist festzustellen, dass Leutschau (*Lőcse, Levoča*) und das Zipser Komitat mit 475 die meisten Studierenden ins Ausland schickte, gefolgt von Kronstadt (*Brassó, Braşov*, 435), Hermannstadt (*Nagyszében, Sibiu*, 325), Preßburg (*Pozsony, Bratislava*, 305), Ödenburg (*Sopron*, 275) und Neusohl (*Besztercebánya, Banská Bystrica*, 209). Interessante Informationen über die typischen Routen und den Beliebtheitsgrad deutscher Hochschulen zeigt die Tabelle 14, aus der hervorgeht, dass Wittenberg die einzige echte Zieluniversität war, denn mehr als Dreiviertel aller Immatrikulierten kam in die Lutherstadt, um hier (zumeist) Theologie zu studieren. Nur 23,5 Prozent von ihnen besuchten auch weitere Hochschulen (Leipzig, Jena, Heidelberg, Frankfurt an der Oder). Anders sieht dieser Anteil bei den anderen Universitäten aus, wo 46,7 Prozent (Königsberg) bis 89,1 Prozent (Marburg) der Ungarländer auch an weiteren deutschen akademischen Lehranstalten inskribiert waren. Vor der Reformation dominierte die Route Wien – Prag – Krakau. Die evangelisch-lutherischen Hörer bevorzugten ab 1540 die Reiseroute Wittenberg – Leipzig – Jena oder später auch Altdorf – Straßburg – Tübingen. Die Reformierten bevorzugten Frankfurt an der Oder – Wittenberg – Heidelberg – Marburg – (Niederlande). Zu keinem Zeitpunkt war bei der Wahl der Universitäten nur die wissenschaftliche Reputation der Hochschulen und der Ruhm der jeweiligen Professoren das alleinige Entscheidungskriterium, sondern vielmehr die Konfession und die damit eng verbundenen Beihilfeleistungen, Stipendium, Freitisch, Logis und die Lebenshaltungskosten, auch die politische und militärische Lage. Zum Beispiel mieden während des Dreißigjährigen Krieges die studentischen Migranten die Kriegsgebiete und besuchten bevorzugt Thorn, Elbing, Danzig, Stettin, Greifswald und Rostock oder eine Universität in den Niederlanden.

Dieser Band ist als analytische Quellensammlung ein wertvolles Handbuch für diejenigen, die sich mit der Geschichte der Reformation und der Elitenbildung in der Frühen Neuzeit befassen. Auch Kultur-, Medizin- und Rechtshistoriker sowie Genealogen werden es mit großem Nutzen heranziehen können. Hervorzuheben ist das gelungene Layout, mit Hochglanz-Hardcover und farbigen Illustrationen. Für den deutschsprachigen Leser ist – von orthographischen und stilistischen Fehlern abgesehen – die deutsche Textversion sehr hilfreich und somit begrüßenswert. Man kann nur hoffen, dass auch die noch fehlende Epoche des Spätmittelalters (bis 1526) erforscht wird und die Ergebnisse bald vorliegen.

JAKÓ, ZSIGMOND: *Köleséri Sámuel tudományos levelezése (1709-1732)* [Die wissenschaftliche Korrespondenz von Sámuel Köleséri [1709-1732]]. Szerkesztette FONT, ZSUZSA. A latin szöveget gondozta, a regesztákat írta MAGYAR, LÁSZLÓ ANDRÁS. Lektorálta KESERŰ, BÁLINT. Kolozsvár: Erdélyi Múzeum-Egyesület 2012. 252 S. ISBN 978-606-8178-52-3 = Kölesériana 1.

Die ungarische Kulturgeschichte ist nun um ein wichtiges Buch reicher geworden, das den lebendigen geistigen Kontakt zwischen Siebenbürgen und Europa am Anfang des 18. Jahrhunderts dokumentiert. Ein authentischer Vertreter dieses Zeitalters war Sámuel Köleséri (1663-1732), der während seines vieljährigen ausländischen Studienaufenthaltes sein Wissen an deutschen und niederländischen Universitäten sowie in Großbritannien sammelte, um es dann in seiner Heimat zu verwerten. Als Gubernialbeamter und praktizierender Arzt in Hermannstadt (*Nagyszeben, Sibiu*) war er in theoretischen und praktischen Fragen der Medizin, besonders in der Epidemiologie, gut bewandert. Aufgrund seiner maßgeblichen wissenschaftlichen Arbeiten vor allem auf dem Gebiet der Paläontologie, der Numismatik sowie der Epigraphik des Bergbau- und Hüttenwesens darf er als Polyhistor angesehen werden, der 1719 Mitglied der Leopoldina wurde und nicht viel später auch in die Royal Society aufgenommen wurde. Als Aufseher des siebenbürgischen Erzbergbaus und Gubernialsekretär, später Rat des Gouvernements schaltete er sich in wirtschaftliche und politische Angelegenheiten ein, machte sich in seiner Heimat genauso wie in der Moldau und der Walachei nützlich. So konnte er seinen Ruf als vielseitiger Gelehrter und auch als anerkannte Wirtschafts- und Verwaltungsautorität begründen.

Aus dem lebhaften Strom der westeuropäischen Kultur und Wissenschaft nach Siebenbürgen – in die geistige Peripherie Mitteleuropas – zurückgekehrt, war er bemüht, eine rege Korrespondenz aufrechtzuerhalten, die seine Aufmerksamkeit an gut bekannte Prozesse und Persönlichkeiten band, die für seinen weiteren Werdegang wichtig waren. Im Mittelpunkt seines Interesses standen stets die Wissenschaft, die Kultur, neue Bücher, Editionen und Übersetzungen. Er verfolgte aufmerksam die philosophische Entwicklung, wie sie sich in Halle gestaltete, wo der radikale Franckesche Pietismus keinen Raum für Christian Wolff, L. Ph. Thümming und andere frei ließ, die letztlich gezwungen waren, ihre Lehrstühle zu verlassen. Dasselbe Los musste auch Wolffs Anhänger Chr. N. Voigt, Professor aus Halle teilen, der sich in Hermannstadt betätigte und ebenfalls seines Amtes enthoben wurde. Neben dem Sammeln der neueren Fachliteratur ist Köleséris didaktische Absicht unverkennbar, denn er delegierte lernbegierige und begabte Jugendliche an berühmte Universitäten Europas und versah sie mit den besten Empfehlungsschreiben.

Die historischen Ereignisse der ersten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts boten vielseitige Möglichkeiten, manchmal auch unausweichliche Konfrontationen, die Köleséri mit Eugen von Savoyen, dem Türkenbesieger, oder mit Sándor Károlyi, dem Heerführer des Rákóczi'schen Freiheitskampfes, und mit den benachbarten rumänischen Woiwoden Nicolae Mavrocordat und Constantin Brâncoveanu eng verbanden. Wenn auch über Nachrichtenvermittlungen gesprochen wird, so steht sein Bemühen doch im Zeichen der Wissenschaft und der Kultur. Auch die ans Tageslicht gebrachten musealen Gegenstände forderten einen sachverständigen Kenner. Die deutschen Gelehrten Friedrich Wilhelm von Sommersberg und Johann Burkhard Mencken möchten Genaueres über die römischen Goldfunde, sichere

Einzelheiten über die Ausgrabungen bei Karlsburg (*Gyulafehérvár, Alba Iulia*) sowie Details über andere Fundstücke erfahren, die nach ihrer Bearbeitung die europäische Kulturgeschichte bereicherten. In diese Reihe passt auch der Kontakt zum schweizerischen Arzt und Naturwissenschaftler Johann Jacob Scheuchzer, dessen Fossilienammlung Köleséris Aufmerksamkeit weckte, und dessen Mathematikbuch er in Siebenbürgen herausgab. Die meisten Briefe gehen an Mihail Vanderbeck Şendo, den Armeearzt griechischer Abstammung aus der Walachei, den seine zahlreichen Briefe überall erreichten, sogar in Russland, zuletzt in St. Petersburg, wo dessen unruhiges Leben endete.

Köleséris Briefe, die eine bunte Vielfalt repräsentieren, sammelte der Gelehrte selbst, die weitere Sammlung ist dem namhaften siebenbürgisch-ungarischen Historiker Zsigmond Jakó (1916-2008) zu verdanken, der schon in den 1940er Jahren, besonders aber zwischen 1950-1980 für diese Forschung den geeigneten Grundstein legte. Es ist ein begrüßenswertes Unternehmen für die heutigen Historiker, die diese Arbeit fortsetzen und eine hohe Anerkennung verdienen, denn dieses ist der erste bestens dokumentierte Band, der in Köleséris arbeitsame Leben Einsicht gewährt. Einen besonderen Wert des Buches bildet die präzise philologische Arbeit, welche die einzelnen Daten systematisch an Ort und Stelle bringt. Die Auffächerung der Briefe, Übersetzungen oder Kurzfassungen der lateinischen Texte mit genauen Erläuterungen und Ergänzungen der Korrespondenz erleichtert die Erfassung der Zusammenhänge und unterstreichen die Wichtigkeit des menschlichen und wissenschaftlichen Kontaktes und Austausches. Rührend und zugleich überwältigend gestaltet sich die Bestrebung der siebenbürgischen Intelligenz, die – wie eben Köleséri – Wege und Möglichkeiten suchte und fand, um Siebenbürgen noch enger an Europa zu binden.

Katalin Rákóczi

Budapest

FENYVES, KATALIN: *Képzelt asszimiláció? Négy zsidó értelmiségi nemzedék önképe* [Vorgestellte Assimilation? Das Selbstbild von vier Generationen jüdischer Intellektueller]. Budapest: Corvina 2010. 304 S. ISBN 978-963-13-5922-0.

»Mein Weg als Jude führte, im Gegensatz zu Ihnen, zu einer vorgestellten Assimilation. Ich fühlte mich als Ungar, ich war hier zu Hause, ich schrieb und agitierte als Ungar, bis man mir zu verstehen gab, dass ich hier nichts zu suchen habe. Dann wurden mir eine zehnjährige Emigration und ein abscheulicher Prozess, Gefängnis und Ausstoßung zuteil. Nichtsdestoweniger bin ich unverbesserlich und muss bekennen, mit dem Land und den Menschen zusammengewachsen zu sein.« Diese Zeilen, hier zitiert nach der auch im Buch zugrunde gelegten ungarischsprachigen Briefedition, aus der Position des Rückblicks formuliert, schrieb Lajos Hatvany der Mäzen des ‚Nyugat‘, 1929 an Martin Buber. Katalin Fenyves setzt ein Fragezeichen hinter das Wort von der lediglich »vorgestellten Assimilation« und fragt: »Wie war es auf der Ebene des individuellen Erlebnisses, der erlebten Wirklichkeit, der ›Lebenswelt‹ in Ungarn vor 1918, Jude zu sein?« Was bedeutete das vor dem Ende der Doppelmonarchie? Anhand von Selbstzeugnissen untersucht sie, wie diese Situation vor den Ereignissen, die das Ende des langen 19. Jahrhunderts bedeuteten, noch ohne deren Kenntnis und die damit einhergehende Neusichtung der Vergangenheit, im Zeitraum ab den 1780er Jahren aus der Innensicht der Betroffenen erschien.

Den Kern ihrer Quellen bildet ein außerordentlich interessanter, relativ umfangreicher und in dieser Weise noch nie gesichteter Bestand an Texten: die auf Zuarbeiten der vorgestellten Autoren basierenden Einträge im „Szinyei“, das von József Szinyei ab 1891 herausgegebene und erst 1914 abgeschlossene, heute auch im Internet zugängliche, vierzehnbändige Lexikon „Leben und Werke ungarischer Schriftsteller“, das mit seinem weiten, auf Textproduktion abzielenden Literaturbegriff die geistige Elite des Landes rückblickend und bis hin zu den Zeitgenossen erfasste.¹ Von den letzteren hatte er per Fragebogen um autobiographische Informationen gebeten, und die meisten hatten weitgehend umfangreiche Selbstdarstellungen geliefert, deren Grundlinien und Duktus Szinyei weitgehend beibehielt. Aus den insgesamt 30.000 Einträgen des – die Konfession der Autoren übergewichten – Lexikons lassen sich durch Abgleich mit anderen Verzeichnissen 1424 Einträge zu jüdischen Autoren herausheben, von denen 317 selbst Zuarbeiten geliefert hatten. Vor allem die letzteren wurden mit einer rekonstruktiv verwendeten Fragebogen-Methode systematisch analysiert und zugleich individuell als Selbstzeugnisse befragt. Neben diesen ausdrücklich für die Öffentlichkeit, und zwar einer nationalen Öffentlichkeit, bestimmten Texten wurden weitere autobiographische Schriften ähnlich öffentlichen Charakters aus Zeitungen und Zeitschriften sowie für den Adressatenkreis der Glaubensgemeinschaft oder der Familie bestimmte Selbstzeugnisse herangezogen (vgl. „Einführung“, 11-27). Betrachtet werden die Angehörigen von vier Generationen von Intellektuellen. Gerechnet wird ab den 1780er Jahren, der Herrschaft Josephs II. und zugleich der Ausbreitung der neuhebräischen Aufklärung in Ungarn (S. 21). Einbezogen werden alle diejenigen, die als Kinder jüdischer Eltern geboren wurden – also auch die später Konvertierten –, nicht aber deren Kinder: Nach den bereits 1850-1870 geborenen »Vorläufern«, unter denen praktisch alle »traditionelle jüdische Beschäftigungen wie die des Rabbiners, Lehrers oder Arztes« ausübten (S. 29-42), die erste Generation der 1780-1810 Geborenen (S. 43-80), die zweite der 1811-1840 (S. 81-172), die dritte der 1841-1870 (S. 173-212) und die vierte der 1871-1900 zur Welt Gekommenen (S. 213-262). Die »Generationen« werden hier nicht als Erlebnisgemeinschaften, sondern pragmatisch als Kohorten verstanden, nach denen sich das Quellenmaterial sinnvoll gliedern lässt. Natürlich lassen sie sich nicht ganz in die diese Abfolge nicht berücksichtigende Gliederung der Zeitereignisse einfügen, aber die sprachgeschichtlichen und nomenkundlichen Periodisierungen werden berücksichtigt (S. 20-21, 81-82). Fenyves referiert über die Entwicklung der rechtlichen Rahmenbedingungen, rekonstruiert charakteristische Muster der Berufswahl, Laufbahnen und deren Determinanten, verfolgt Bildungswege, das Verhältnis zu Herkunfts- wie zu der selbstgegründeten Familie, das Verhältnis zur Religion, die Deutung von Gruppenangehörigkeiten – dem »Wir« und dem »Sie« – und beleuchtet nicht zuletzt die Namenswahl (und den Namenswechsel) sowie den Sprachgebrauch. Im Vordergrund der subtil vorgenommenen, quantifizierenden Überblicke und Fallstudien steht dabei nicht primär die gelungene Verbindung der Betrachtungen dieser Zusammenhänge, wie einzelne Felder jeweils beschaffen waren, sondern wie sie wahrgenommen und einem spezifischen Publikum präsentiert wurden und wie dabei die Tatsache der eigenen Herkunft gedeutet, präsentiert oder auch ausgeblendet wurde.

¹ József Szinyei: *Magyar írók élete és munkái*. I-XIV. Budapest 1891-1914. <http://mek.oszk.hu/03600/03630/index.phtml> (11. Dezember 2013).

In der Generation der »Vorläufer« waren diejenigen, die in die Gruppe der für das Schrifttum Ungarns relevanten Personen gelangten, überwiegend Verfasser lateinischer medizinischer, seltener auch andere Naturwissenschaften betreffender Texte. Ihr Erwerbsleben spielte sich weitgehend innerhalb des institutionellen Spektrums der jüdischen Gemeinden ab. Unter anderem ist daher bei ihnen insgesamt ein Nebeneinander von »jiddischer Muttersprachlichkeit und lateinischer Wissenschaft« zu beobachten. Die jüdische Aufklärung, die in den Geburtsjahren der ersten Generation auch in Ungarn zur Geltung kam, führte zu einem Wiederaufleben von Hebräischkenntnissen, doch wurde diese Sprache durch die Vorgaben Josephs II. tendenziell auf den Bereich des Religiösen beschränkt. Neben die Schriftsprachen Latein und Hebräisch traten daher in den aktiven Jahren der ersten Generation der Untersuchten das Deutsche und das Ungarische, bei klarer Dominanz des Deutschen bei den Intellektuellen und überwiegendem jiddischem Sprachgebrauch insgesamt wie auch beim Aufwachsen dieser Autoren. Insgesamt geht Fenyves von einer Situation dominanter Mehrsprachigkeit bereits bei der primären Sozialisation und vielfältigen Kombination von Mustern des situativen Sprachgebrauchs aus (S. 46). Kulturelle Identität und Gruppenzugehörigkeit, noch dazu in Verbindung mit ihrem sprachlichen Ausdruck (S. 51-53, 75-78), aber auch das Verständnis ihres Judentums – Religion?, Konfession?, Moral? (S. 69-75) – lassen sich bei dieser ersten Generation nicht nur wegen der relativ geringen Anzahl der Fälle kaum auf eine Formel bringen. Die gewählten Berufsfelder – Kaufmann, Lehrer und Prediger, Arzt, Journalist – letzteres mit Konversion verbunden – sind noch begrenzt. Der Bildungsweg führt aus massenhaft gegebenen, sehr traditionellen Familienverhältnissen, charakterisierbar mit großer Armut, großer Strenge, frühem Eintritt in traditionelle religiöse Schulung und meist sehr frühem Verlassen der Familie zu einem Übertritt in ein anderes Bildungssystem und auch zur Bekanntheit mit anderen Konzepten von Bildung und Individuation, die jedoch später die traditionell vorgegebenen nur bedingt ablösen.

Mit der zweiten Generation, den 1811-1840 Geborenen, wuchs spürbar die Zahl derjenigen, die außerhalb des Lebenskontextes jüdischer Gemeinden ihren Lebensunterhalt bestreiten konnten beziehungsweise dazu nicht auf eine Konversion angewiesen waren. Freilich war der Anteil der Konvertiten insgesamt hoch (S. 155). In die aktiven Jahre der Angehörigen dieser Generation fallen für Ungarn wie für die jüdische Gemeinschaft wichtige Ereignisse: die Revolution von 1848/1849, der Ausgleich 1867, der Kongress von 1868, der den ungarischen Juden eine Körperschaftliche Verfassung hatte geben sollen, vielfach auch noch die religionspolitischen Gesetze der 1890er Jahre und manchmal auch noch der Beginn des Zionismus. 1848/1849 brachte die Möglichkeit, das Engagement für die ungarische Nation praktisch unter Beweis zu stellen und wurde umgekehrt »zu einem Gründungsmythos des »wahren Ungarntums« der ungarischen Juden« (S. 147). Fenyves beobachtet, wie sehr 1848 zum Referenzereignis nahezu aller Lebensläufe – der Teilnehmenden wie der Ferngebliebenen – wurde. Die Liberalen und Neologen, die Befürworter der Assimilation und in jedem Fall die Konvertierten erwiesen sich zumal in den Jahren nach dem Ausgleich als die Verfasser und Übermittler dieses Narrativs, während trotz der ablehnenden Haltung der Orthodoxen zu dieser Geschichtsdeutung ein eigentliches Gegennarrativ nicht entstand – die Verfasserin führt dies auf mehrere institutionelle wie in der Kultur der Orthodoxie wurzelnde Ursachen zurück (S. 149). Die Zahl der Konversionen wurde als zu hoch und zudem als schnell wachsend erlebt, was sich aber eher in der Publizistik als in den Er-

innerungen der Verfasser von Autobiographien niederschlug. Ähnliches gilt für die heftigen zeitgenössischen Diskussionen um den aufkommenden Zionismus, der nach der Sicht der meisten Liberalen einer erfolgreichen Assimilation in Ungarn, ob mit oder ohne Konversion, im Wege stand und als Widerspruch zum ungarischen Patriotismus erlebt wurde. Sprachlich begann in dieser Generation ein bewusster Wechsel hin zum Ungarischen. Innerhalb der weiterhin gegebenen dominanten Mehrsprachigkeit bildeten sich neue beziehungsweise variierende Dominanzen heraus: Zum einen wurde das häusliche Jiddische durch das Deutsche ergänzt und ersetzt, zum anderen trat neben das Deutsche stärker das Ungarische. Wie die Auswertung von Briefen zeigt, dominiert vielfach das Deutsche den privaten, das Ungarische den öffentlichen Sprachgebrauch. Etliche Bahnbrecher der Magyarisierung der jüdischen Kultusgemeinden sind in dieser Generation zu finden. In vielen Fällen basierte die Entscheidung für das Ungarische auf der zuvor getroffenen Wertentscheidung: einer Entscheidung für das Land, das zu diesem Zeitpunkt noch keineswegs Rechtsgleichheit, aber Freiheit verhieß, und der die Sprachwahl nachfolgte. Gerade angesichts der Äußerungen dieser Vordenker der Magyarisierung, etwa József Ágai oder Lipót Löw, sieht die Verfasserin auch die – mit Blick auf die Lage der ungarischen Juden im 19. Jahrhundert verbreitete – »Theorie des ›Assimilationsabkommens‹«, wonach Rechte im Gegenzug für Magyarisierung bei gleichzeitiger politischer Abstinenz und Beschränkung auf die ökonomische Sphäre erhalten worden seien, als nicht überzeugend an (S. 100). Wenn Fenyves die Deutung »der religiösen, konfessionellen, Volks- und Nationszugehörigkeit« durch die Autobiographen als »individuell« und in keine »Identitätsgestalt und Akkulturationsmuster« zu fassen resümiert und zu den Verfassern ausführlicherer Autobiographien eine tabellarische Übersicht von Kombinationen vorlegt (166-167), dann hat sie doch vorher in der Beschreibung von Gruppierungen nach einzelnen ereignisinduzierten Bezugfeldern (1848, Konversion, Kongress) doch sehr instruktive Beschreibungen zur inneren Dynamik solcher Muster geliefert.

Die dritte Generation ist zugleich die zahlenmäßig stärkste unter den Untersuchten, doch liegen von ihr nur wenige bereits vor 1918/1919 verfasste Erinnerungen vor. Sie ist diejenige, in der die Namensmagyarisierung einen Höhepunkt erreicht – die Verfasserin beschreibt eingehend die Logik der Namenswahl in den einzelnen Komponenten sowie ihre Umstände (S. 173-180) – und diejenige, in der sich die Sprachenwahl eindeutig dem Ungarischen zuwendete. Sie »magyarisierte, modernisierte und verbürgerlichte sich« (S. 182), und das im Deutschen schwerfällige »sich« verweist auf das selbsttätige Vorgehen dieser Entscheidung. Im Vergleich zu den Vorgängergenerationen durchzogen zahlreichere Konfliktlinien ihr Leben: Sie mussten, wie in detailreichen Unterkapiteln deutlich wird, »neben der Spaltung innerhalb des Judentums mit dem Zerfall der traditionellen jüdischen Gemeinschaft bzw. mit der aufgrund der Modernisierung entstandenen starken gesellschaftlichen Schichtung und den daraus resultierenden Widersprüchen, neben der traditionellen religiös begründeten und auf Stereotypen basierenden Judenfeindlichkeit mit dem neu entstandenen rassentheoretisch begründeten Antisemitismus und mit der in erster Linie die jüdische Intelligenz belastenden undurchdringlichen ›Glasdecke‹ ringen« (S. 191). Zur Modernisierung und zur Teilhabe am gesellschaftlichen Leben gehörte nicht nur der Erwerb von höherer Bildung, sondern auch von der bürgerlichen Etikette – in ihrer ungarischen Lesart und ihren regionalen Ausprägungen. Der Untergang der tradierten Lebensweise, der Zerfall überkommener Gemeinschaftsformen wie auch Wandlungen des Religions-

verständnis sogar innerhalb der Bildungsschicht der Orthodoxie, hatten dabei im Ringen um Identitätskonzepte und Gruppenzugehörigkeiten ein nicht zu unterschätzendes Gewicht (S. 199-210). An mehreren Fällen wird auch der Umgang mit der staatlichen Erwartung »geordneter religiöser Verhältnisse« im öffentlichen Dienst untersetzt (S. 192-199).

Aus der vierten Generation der 1871-1900 Geborenen sind 133 in Szinnyeis Lexikon eingegangen, 45 von ihnen hatten eigene Angaben. In dieser Generation hatte das Ungarische den Platz der Erstsprache angenommen. Selbst bei der Sprache der Kinderjahre gab es kaum Ausnahmen. Die Kenntnis von mindestens zwei Sprachen war allerdings immer noch bei der Mehrzahl gegeben. Vertreter dieser Generation prägten auch die Literatur und das Denken der ungarischen Moderne wesentlich mit. Da sie ihre Erinnerungen in der Regel erst nach dem Ersten und oft erst nach dem Zweiten Weltkrieg abfassten, wurden zur Herausarbeitung ihrer Positionen in Identitätsfragen vor allem ihre – zahlreich erschienenen – Romane und Schlüsselromane sowie ihre Tagebücher und Briefwechsel herangezogen. Ihr Verhältnis zu Herkunft und Religion hatte sich im Vergleich zu dem ihrer Vorgänger ebenfalls weiter verändert, und zwar in einem breiten Spektrum: Etliche konvertierten, wobei neben »pragmatischen« Motivationen – als Beispiel kann der Wechsel von Georg Lukács zur evangelischen Kirche dienen – auch kulturell begründete (Béla Balázs), aber auch solche aus tiefer religiöser Überzeugung (Renée Erdős) anzutreffen sind. Vielen war das Judentum einfach Herkunft und hatte sonst innerhalb eines säkularisierten Verhältnisses zur Welt wenig Bedeutung. Vielfach war es, im Sinne einer Kultur und Lebenswelt, eine problematische Herkunft, die aus der Sicht einer extrem modernen und durch einen »Akkulturationsüberschuss« gekennzeichneten Perspektive dieser vierten Generation sehr kritisch bewertet wurde. Kunst und Wissenschaft konnten dabei anstelle der Religion und in Distanz zur Elterngeneration die Fundierung eines persönlichen Bekenntnisses bedeuten. Andere vollzogen religiös motiviert den Übertritt zum Christentum, vielfach zum Katholizismus. Der Ausklang des Kapitels beschreibt die Vielfalt der Positionen, auch innerhalb der Debatte um die Position der Juden innerhalb der ungarischen Gesellschaft, zwischen Assimilationsprojekten und seit den 1880er Jahren zu beobachtenden modernen Antijudaismus und Antisemitismus.

Mitunter werden theoretische und methodische Fragen sehr knapp abgehandelt. Allerdings zeigt die Literatur, auf die verwiesen wird, dass breite Vorarbeiten und Theoriekenntnisse mit eingeflossen sind, die hier aber zugunsten der Lesbarkeit im Ergebnis einer sehr gründlichen Überarbeitung nur sehr knapp ausgebreitet werden. Mitunter bleibt daher theoretisches »Lesebedürfnis« ungestillt, wie zum Beispiel zur Forschung über Biglossie, Mehrsprachigkeit, Namenskunde, aber auch bei Einsichten zu einzelnen Themenkreisen, wie dem Verständnis von Arbeit beziehungsweise von angemessener Arbeit. Doch angesichts des in dem Werk gepflegten kultivierten Umgangs mit Sprache, dem Verzicht auf das Totanalysieren von Quellenzitate zugunsten eines Vertrauens auf den pointierten Vortrag und dem Vertrauen auf den Einstieg eines kultivierten Lesers in diesen implizit angebotenen Dialog ist das gerne hinzunehmen. Als kulturgeschichtlicher Beitrag zu Ungarn im langen 19. Jahrhundert ist das Werk unbedingt zu empfehlen.

BRZOSKA, GUDRUN: *Handbuch der ungarischen Literatur in deutscher Sprache und Übersetzung. I: Schriftstellerinnen mit ungarischen Wurzeln. [Ein Lexikon.]* Herne: Gabriele Schäfer 2010. 382 S. Zahlr. sch/w Abb. ISBN 978-3-933337-78-8.

Wir halten das Buch einer Pragmatikerin in der Hand, einer Buchhändlerin, die sich vor einigen Jahren mit Leidenschaft und Engagement der ungarischen Literatur hinwandte und mittlerweile ihre private Büchersammlung in eine Bibliothek deutschsprachiger Übersetzungen ungarischer Literatur hinüberführte (Ehinger Bibliothek: www.ungarische-literatur.eu). Diese Sammlung gab der Verfasserin die Idee, den deutschsprachigen Lesern Hintergrundinformationen über ausgewählte Autorinnen an die Hand zu geben, die auf dem deutschsprachigen Markt mit selbständiger Publikation präsent sind. 53 Autorinnen, überwiegend Prosaistinnen und vier Lyrikerinnen werden lexikonartig mit kurzer Biographie, Bibliographie, Auszeichnungen und Inhaltsangaben zu insgesamt 124 ausgewählten Werken im Rezensionsstil vorgestellt.

Die Rezeption der ungarischen Literatur im deutschsprachigem Raum blickt auf eine über 200jährige Geschichte zurück, und die Bibliographie von Tiborc Fazekas verzeichnet über 2.000 ab 1774 bis 1999 erschienene Werke der ungarischen Literatur in deutscher Übersetzung (davon etwa 50 Autorinnen). Diese Geschichte ist jedoch von Brüchen und Diskontinuitäten gekennzeichnet und führte bis zur neuesten Zeit nicht zu einer breiteren Bekanntheit der ungarischen Literatur in den deutschsprachigen Ländern. Der letzte große Bruch endete 1989 mit der politischen Wende und schloss eine Phase ab, in der in der Bundesrepublik Deutschland und in der DDR sehr unterschiedliche Produktionsbedingungen für Übersetzungen ausländischer Bücher galten. Das Interesse der Bundesrepublik galt Dissidenten wie György Konrád, während das staatlich gelenkte System in der DDR eher die regimetreuen Autoren bevorzugte. Trotzdem gab es in der DDR mit Franz Fühmann Autoren, die mit ihrer Nachdichtungstätigkeit maßgeblich zur Bekanntmachung ungarischer Klassiker des 20. Jahrhunderts beitrugen, so von Endre Ady (1877-1919), Attila József (1905-1937), Milán Füst (1888-1967) und Ágnes Nemes Nagy (1922-1991), die dadurch ihre Chance auf eine Rezeption in der DDR erhielten.

Seit der politischen Wende ist die Kommunikation zwischen Autoren, Übersetzern und Verlagen offener geworden, wobei die Interessen der Leser und des Marktes dominieren. Es scheint, dass in den letzten zwanzig Jahren einige ungarische Gegenwartsautoren, zum Beispiel Péter Esterházy, Imre Kertész und Péter Nádas, und im Zuge des aus Italien nach Deutschland herübergeschwappten Erfolges von Sándor Márai (1900-1989) auch andere Autoren der Zwischenkriegszeit, etwa Antal Szerb und Dezső Kosztolányi, dauerhaftes Interesse deutschsprachiger Leser wecken können. Das ist zwar erfreulich, soll aber eher Lust auf mehr machen, als zufriedenstellen, und dazu möchte auch das Lexikon von Gudrun Brzoska tatkräftig beitragen, indem es zwar willkürlich, aber nicht unbegründet die auf dem deutschen Buchmarkt unterrepräsentierte Gruppe weiblicher Autoren in den Mittelpunkt rückt.

Jedes Lexikon ist zur Auswahl gezwungen, und Brzoskas Werk bildet hier keine Ausnahme, da sie ausschließlich die in deutscher Sprache oder Übersetzung vorhandenen Werke von Schriftstellerinnen berücksichtigt. Weitere Fokussierung verursacht die pragmatische und leserfreundliche Entscheidung, nur Werke aufzuführen, die im Buchhandel oder in Antiquariaten heute noch zu kaufen sind. So stehen hier *wiedervereint* Werke, die im sozialistischen Ungarn oder in der DDR in

deutscher Übersetzung herausgebracht oder von zweisprachigen Autorinnen verfasst worden sind (rund 1/3 der rezensierten Werke), neben nach der Wende in Ungarn oder in den deutschsprachigen Ländern aus dem Ungarischen, Englischen, Französischen oder Hebräischen entstandenen Übersetzungen sowie original auf Deutsch verfassten Büchern (rund 2/3).

Der zeitliche Rahmen reicht vom Ersten Weltkrieg bis heute. Die lange Beobachtungszeit ermöglicht es, auch einige Klassiker der ungarischen Moderne und der Zwischenkriegszeit vorzustellen und durch diese Diachronie literaturgeschichtliche Ansätze mit anzustimmen. Der Schwerpunkt liegt aber auf Werken aus der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, und so bleiben die Historienroman-Autorinnen Irén Gulácsy und Jolán Földes mit ihrem interessanten Paris-Roman über das dortige ungarische Arbeiterexil („A halászó macska utcája“, deutsch „Die Straße der fischenden Katze“) sowie die Lyrikerin Renée Erdős aus der Zwischenkriegszeit unerwähnt.

Brzoska möchte die Werke keinem Subsystem innerhalb der deutschen Literatur zugeordnet sehen, da es weder um Frauen- noch um Migrantinnenliteratur gehe, beide Kategorien, die sich durch einen spezifischen Produzenten- und Rezipientenkreis (Frauen über Frauen für Frauen) mit eingeschränktem, sich auf die eigene Situation konzentrierenden Inhalt (Migrantinnen über Migration für Alle) gekennzeichnet sind. Sowohl der soziale Hintergrund als auch die Motivation der Autorinnen zum Schreiben ist viel heterogener, als dass man sie unter diese beiden Kategorien subsumieren könnte: Die Autorinnen leben oder lebten in Ungarn, in Serbien, in Rumänien, in Deutschland und schreiben auf Ungarisch oder/und auf Deutsch, wohnen in Deutschland, in Frankreich, in der Schweiz und schreiben auf Deutsch oder Französisch, leben in Israel. Manche haben Ungarn schon lange verlassen oder verlassen müssen, manche sind in anderen Ländern geboren. Viele Autorinnen in diesem Lexikon sind also im Ausland, in ihrer neuen Heimat, zu Schriftstellerinnen geworden und gehören auch laut ihrem Selbstverständnis nicht zur ungarischen Literatur. Die Frage, was denn ungarische Literatur sei, stellt sich jedoch nach der Wende und mit dem Abbau der Grenzen neu. Brzoskas neugieriger, unbefangener und begeisterter Blick verrät in erster Linie eine Sammelleidenschaft und weniger die Schärfe der Systematisierung, wofür die Zeit vielleicht noch gar nicht reif ist. Die Verfasserin führt dem Leser die bunte literarische Vielfalt dieser Autorinnen vor, ohne sich dabei von geographischen, politischen oder anderen Grenzen einschränken zu lassen.

Die Vorstellung der Bücher fällt unterschiedlich lang und intensiv aus, ohne dadurch unbedingt auf die Relevanz der Werke schließen zu können. Vielmehr ist dies wohl der heterogenen Materiallage oder der auf Deutsch zur Verfügung stehenden Sekundärliteratur über die zu besprechenden Bücher geschuldet. Für die Nachprüfbarkeit wäre es hilfreich gewesen, wenn zitierte und verwendete Quellen angeführt worden wären. Eine gründliche Endredaktion hätte kleine formale Mängel beseitigen können.

Ob ein ins Deutsche übersetztes Buch in der deutschen Literatur *ankommt*, hängt natürlich sehr von einer guten Übersetzung und von den attraktiven Themen, die *reisen* können, ab. Das Lexikon schickt Jugendromane und Kinderbücher aus dem sozialistischen Ungarn der 1960er und 1970er Jahre auf die Reise, ein Buch über Rumänien vor und nach der Wende aus der Sicht einer dort lebenden Ungarin (Zsuzsanna Ferencz: „Kiks Affären“), die Geschichte eines Mädchens aus den 1950er Jahren vor dem Hintergrund des Aufstandes von 1956 (Léda Forgó: „Der

Körper meines Bruders“), über die Zeit nach der Niederschlagung der Revolution von 1956 und das Tabuthema gleichgeschlechtliche Liebe (Erzsébet Galgóczi: „Eine andere Liebe“) sowie mehrere bewegende Geschichten und Erinnerungen aus den 1943/1944er Jahren (Katalin Joó: „Ein unheilvoller Sommer“, Erzsébet Fuchs: „Das letzte Schiff von Odessa“, Ana Novac: „Die schönen Tage meiner Jugend“).

Es ist zu hoffen, dass immer mehr gute Werke ungarischer Autorinnen gute Übersetzer und ihre deutschen Leser finden können. Denn der Erfolg der Werke von Esterházy, Nádas und Kertész in Deutschland zeigt den Zusammenhang deutlich: Er ist zu nicht unwesentlichem Teil kongenialen deutschen Autorinnen mit ungarischen Wurzeln zu verdanken, die auch in diesem Lexikon ausführlich behandelt werden: Zsuzsanna Gahse, Christina Viragh und Terézia Mora. Am besten können Schriftsteller Schriftstellern Flügel verleihen.

Krisztina Busa

Regensburg

Kirche und Religion

A Pécsi Egyházmegye története. I/1: A középkor évszázadai 1009-1543; I/2: Rövidítések, adattárak, mutató [Die Geschichte der Diözese Fünfkirchen. I/1: Die Jahrhunderte des Mittelalters 1009-1543; I/2: Abkürzungen, Datensammlungen, Register]. Szerkesztette FEDELES, TAMÁS – SARBÁK, GÁBOR – SÜMEGI, JÓZSEF. Pécs: Fény Kft. 2009. CCLXXVII, 614 S. Zahlr. farb. u. sch/w Abb., Kt., Tab. ISBN 978-963-88-571.

Über die Gründung der Diözese Fünfkirchen (*Pécs*) wird in der eigenen Gründungsurkunde berichtet, die der Heilige Stephan am 23. August 1009 in der Burg zu Raab (*Győr*) in Anwesenheit des päpstlichen Legaten Azo ausgestellt hat. Sie ist zwar nur in einer Abschrift von 1404 erhalten, sie ist aber echt und die einzige Urkunde, die vom ersten König von Ungarn anlässlich der Gründung der ungarischen Diözesen erhalten geblieben ist. Somit feierte die Diözese Fünfkirchen im Jahre 2009 ihren tausendsten Geburtstag. Aus diesem Anlass wurde bereits 2005 beschlossen, eine moderne und den heutigen kirchengeschichtlichen Erfordernissen entsprechende Darstellung der Geschichte der Diözese in fünf Bänden herauszugeben. Diese Bände sollten zunächst das Mittelalter bis zur Belagerung von Gran (*Esztergom*) 1543 (der vorliegende Band), dann die Zeit der türkischen Besetzung und des Wiederaufbaus bis 1780, danach die Epoche der Umgestaltung der Diözese ab 1780 bis zum Ausgleich mit Österreich 1867, und im vierten Band die Zeit vom Ausgleich bis zur Verstaatlichung der konfessionellen Schulen 1950 darstellen. Der letzte, fünfte Band ist als eine Chronologie von 1950 bis zur Gegenwart vorgesehen.

Um dieses monumentale Werk in Angriff zu nehmen, wurde 2005 die alte, kirchenhistorische Kommission der Diözese erneuert. Diese arbeitete folgerichtig die modernen Zielsetzungen des Vorhabens aus, organisierte wissenschaftliche Tagungen und Konferenzen und stellte eine Forschungsgruppe zusammen. Es wurden für das Projekt zwölf bewährte Wissenschaftler gewonnen, unter ihnen sechs Universitätsdozenten, vier Archäologen-Kunsthistoriker und zwei Bibliothekare. Einige von ihnen erhielten für ihre langen Forschungsarbeiten ein Stipendium der János-Bolyai-Stiftung.

Die Forschungsarbeit an diesem Werk wurde dadurch erleichtert, dass der damalige Dekan des Domkapitels, József Koller (1745-1832), nach umfangreichen Re-

cherchen im Vatikanarchiv zwischen 1782 und 1812 ein siebenbändiges Werk über die Geschichte der Diözese Fünfkirchen erstellt hatte (*Historia Episcopatus Quinqueecclesiarum*. Preßburg-Pest) und diese 1804 mit einer wissenschaftlichen Einleitung (*Prolegomena in historiam Episcopatus Quinqueecclesiarum*. Preßburg) ergänzte. Ferner legte der Diözesanpfarrer József Brüstle (1817-1896) in den Jahren 1874-1880 eine vierbändige Biographie zum Diözesanklerus von Fünfkirchen vor (*Recensio universi cleri dioecesis Quinqueecclesiae*. Pécs). Somit galt die Diözesangeschichte von Fünfkirchen bereits im 19. Jahrhundert als die bestens erfasste und dargestellte Diözesangeschichte Ungarns.

Das hier zu besprechende Werk besteht aus acht großen Kapiteln, die insgesamt 717 Seiten umfassen. Das erste Kapitel beschreibt die Gründung der Diözese und ihre Grenzen. Die Gründung selbst, ihre Hintergründe und Entstehungsbedingungen werden von einem der besten zeitgenössischen Mediävisten Ungarns, vom Szegediner Universitätsdozenten László Koszta meisterhaft dargestellt. Er behandelt das Thema im Kontext der gesamteuropäischen und ungarischen Geschichte und fasst seine bisherigen umfangreichen Forschungen über die Gründung der ersten sieben Diözesen Ungarns (Veszprém, Esztergom, Győr, Erdély, Pécs, Kalocsa, Eger) geschickt zusammen. Auch die Arbeit des Universitätsdozenten Gergely Kiss über die Grenzen der neuen Diözese, die auf internationale und ungarische Forschungen fußt, findet hier Eingang. Somit werden hier gen Südwesten keine Grenzen gezogen, da diese Regionen noch Missionsgebiete waren, wie im Falle der Diözese Magdeburg nach Osten.

Das zweite Kapitel über die Bischöfe und ihre Residenzstadt ist in sechs Abschnitte unterteilt und wurde von vier Universitätsdozenten behandelt. Der wichtigste Abschnitt dieses Kapitels „Von den Anfängen bis Mitte des 14. Jahrhunderts“ stammt ebenfalls von László Koszta. Es handelt sich um die in der Kirchengeschichte Ungarns bekannten ersten und beurkundeten Bischöfe der Diözese. Auch in den anderen Abschnitten folgen die Ausführungen den Biographien der bekannten Bischöfe, denn die Liste der Amtsinhaber weist beachtliche Lücken auf. Die zwei Abschnitte über die Bischöfe und die Diözese im Zeitabschnitt nach der Tragödie von Mohács (1526) bis zur osmanischen Besetzung der Region stammt aus der Feder von Szabolcs Varga und bietet ein erschütterndes Bild über das politische, wirtschaftliche und religiöse Chaos, das damals in der Region herrschte, wie übrigens auch in den anderen Landesteilen Ungarns. Die drei Abschnitte über die Diözese und die Bischofsstadt sowie über die bischöfliche Kurie sind die ebenfalls anhand bisheriger Forschungsergebnisse bestens eruierte Arbeit von Tamás Fedeles.

Das dritte Kapitel beschreibt in sechs Abschnitten jene Ortschaften der Diözese, die eine Kirche oder eine Kapelle besaßen. Den wichtigsten Beitrag dazu über das Dom- und Kollegiatkapitel liefert wieder László Koszta, der sich in seinen Forschungen mit der Thematik lange auseinandergesetzt hat. Er stellt das Domkapitel, das *Kleine Kapitel* zu Fünfkirchen und das bedeutende Kollegiatkapitel und Propstei Sankt Peter in Pozsega (*Požega*), im ehemaligen ungarischen Syrmien (*Szerémség*), heute Kapitol in Kroatien, dar. Der Abschnitt über die seit 1217 bestehenden sieben Archidiakonate der Diözese mitsamt ihrer Entstehung, Aufgaben und Aktivitäten stammt von Gergely Kiss. Er legt diesem Abschnitt auch farbige Karten mit Erklärungen bei. Der sechste und damit letzte Abschnitt des Kapitels handelt von den Ortschaften mit Kirchen oder Kapellen mitsamt ihren Patrozinien und ist eine mit Bildern und Tabellen bereicherte minutiöse Erfassung aller heute bekannten mit-

telalterlichen Kirchen und Kapellen in der Diözese. Verfasser dieser akribischen Darstellung ist der Archäologe und Museologe András K. *Németh*.

Das vierte Kapitel des Werkes trägt den Titel „Religiöse Orden und Ritterorden“. Die zwei Abschnitte über die religiösen Orden in der Diözese im Mittelalter im Allgemeinen und über die einzelnen Ordensniederlassungen im Besonderen wurden von Gergely *Kiss* und vom leitenden Bibliothekar der Budapester Staatsbibliothek, Gábor *Sarbak*. Beide stellen fest, dass es im Mittelalter in der Diözese 78 religiöse Ordensniederlassungen beziehungsweise Klöster gab, davon hatten die Benediktiner 18, die Franziskaner 16, die Pauliner und die Augustiner Chorherren je sieben gestellt. Den Ausführungen liegen zehn Tabellen bei, die Namen, Ort, Patrozinium, Gründer sowie erste und letzte Erwähnung der Ordensniederlassung beinhalten, außerdem 16 farbige Graphiken und zwei Landkarten. Die minutiöse Eruierung und Darstellung der Abteien, Propsteien und Klöster umfasst 70 Seiten, wobei jedes Kloster mit Bildern oder Karten sowie mit eigener Fachliteratur belegt ist. Die Zahl der Fußnoten, in denen die Problematik oft weiter ausgeführt wird, beläuft sich auf 685.

Das fünfte Kapitel ist der kirchlichen Wirtschaft gewidmet. Über die Besitzungen und die Wirtschaft der Diözese und des Domkapitels berichtet Tamás *Fedeles*, über die Wirtschaft der religiösen Orden Gergely *Kiss*. Beide legen zu ihren umfangreichen Ausführungen zwei farbige Landkarten, zahlreiche Tabellen und Abbildungen bei. Aus ihren Beiträgen ist ersichtlich, dass die Diözese Fünfkirchen im Mittelalter dank ihrer Weinberge und ihres Weinhandels an dritter Stelle der reichsten Diözesen Ungarns und im europäischen Vergleich gleich nach den Bistümern Salzburg, Passau, Breslau und Olmütz stand.

Das Thema Wallfahrtsorte/Wallfahrten und Liturgie wird im sechsten Kapitel behandelt. Der Verfasser des Abschnitts ist der Gymnasialdirektor József *Süme-gi*, ein Fachmann für das ungarische Wallfahrtswesen. Er stellt das Thema zuerst in den Kontext der ungarischen Wallfahrtsgeschichte, dann bearbeitet er systematisch die Wallfahrtsorte in den einzelnen Komitaten der Diözese. Er legt seinen Ausführungen drei farbige Landkarten und mehrere Abbildungen bei, die Zahl seiner Fußnoten beläuft sich 483. Über die Liturgie von Fünfkirchen berichtet Universitätsprofessor József *Török* anhand des erhaltenen, 1487 in Basel gedruckten Messbuches der Diözese („Missale secundum morem almae dioecesis Quinqueecclesiensis“). Er weist dabei auf die Übereinstimmungen mit anderen ungarischen Missalen, aber auch auf die Eigenständigkeit der Fünfkirchener Liturgie hin.

Im siebenten Kapitel wird über die Lehrtätigkeit, Kultur und Schriftstellerei in der Diözese im Mittelalter berichtet. Dem „Studium Generale Quinqueecclesiense“, Ungarns erster Universität, die von 1367 bis 1389 bestand, widmet sich Tamás *Fedeles*, den *glaubwürdigen Orten* László *Kosztá*, der nachweist, dass von diesen Notariaten in kirchlicher Trägerschaft im 14. Jahrhundert nur fünf von größerer Bedeutung waren.

Das achte und letzte Kapitel des Werkes fokussiert auf die Baudenkmäler der mittelalterlichen Diözese und wurde von Gergely *Buzás*, einem Kunsthistoriker und Archäologen des Ungarischen Nationalmuseums verfasst. Er beschreibt das Thema chronologisch nach den Kunstepochen Romanik, Gotik und Renaissance, legt seinen Ausführungen 124 farbige Skizzen und Bilder bei und erörtert die Problematik sehr ausführlich auch in 574 Fußnoten. Er weist nach, dass die kriegerischen Zerstörungen, insbesondere während der osmanischen Herrschaft, die damals bedeutende, mittelalterliche Baukunst fast vernichteten und alle noch vor-

handenen Reste bei der Reorganisation der Diözese im 18.-19. Jahrhundert, sogar noch am Anfang des 20. Jahrhunderts abgetragen worden sind: »Für uns blieben nur kümmerliche Reste, in der Tiefe der Erde verborgene Fundamente, Steinfragmente von den herrlichen Gebäuden der einst blühenden Diözese erhalten. Diese können nur noch von den Archäologen zum Sprechen gebracht werden, um all die Schönheiten kennenzulernen, die unsere mittelalterlichen Vorfahren schufen, und unsere Zeit unverantwortlich vergeudet hat.« (S. 690.)

Im zweiten Teil des ersten Bandes sind die Abkürzungen nach Fachliteratur, Quellenwerke und Literatur (S. VII-LVI) gegliedert. Die Belege (S. LIX-LXIV) beinhalten die Gründungsurkunde, die Liste der damaligen Fünfkirchener Bischöfe, der Päpste und der ungarischen Könige. Ferner beinhalten sie eine von Fedeles zusammengestellte Liste der Güter der Diözese und des Domkapitels (S. LXV-XCVI). Die ausführliche Liste der Orte mit Kirchen und Kapellen (S. XCVIII-CCXLIV) wurde von Németh, Gábor *Szeberényi* und Tamás Fedeles, der Katalog der Reliquien in der mittelalterlichen Diözese (S. CCXLV-CCXLVIII) von József Sümegi zusammengestellt. Die Liste der 217 Bilder mit Quellenangaben befindet sich auf Seiten CCVII-CCLXXV, die Liste der topographischen Karten auf Seite CCLIII, der Namensregister auf den Seiten CCLVII-CCLXXV und die Liste der Verfasser auf Seite CCLXXVII. Die geographischen Karten wurden vom Kartographen András *Kíkindai* erstellt.

Der erste Band über die Diözese Fünfkirchen ist ein monumentales Werk, das zweifelsohne die bisher beste in ungarischer Sprache vorgelegte und dokumentierte Geschichte einer ungarischen Diözese im Mittelalter darstellt. Schon jetzt kann es als ein *monumentum aere perennius* bezeichnet werden. Sollten auch die angekündigten weiteren vier Bände in der Qualität des Bandes I/1-2 erscheinen, so wird die ungarische Kirchengeschichtsschreibung ein Musterbeispiel vorlegen, das in der gesamten kirchenhistorischen Weltliteratur seinesgleichen sucht.

Gabriel Adriányi

Königswinter

FEDELES, TAMÁS – KOSZTA, LÁSZLÓ: *Pécs (Fünfkirchen). Das Bistum und die Bischofsstadt im Mittelalter*. Wien: Institut für Ungarische Geschichtsforschung 2011. 278 S. 2 Abb. 2 Kt. ISBN 978-963-88445-3-8 = Publikationen der Ungarischen Geschichtsforschung in Wien II.

In their engrossing and readable book, Tamás Fedeles and László Koszta survey the history of the Roman Catholic Diocese of Pécs through the whole mediaeval period: from its establishment in 1009 to the battle of Mohács in 1526. The authors rendered a great service by filling a gap in an area of great importance, since no study has ever been published in any of the German speaking countries discussing the ecclesiastical history of this Hungarian bishopric and the development of the city during the middle Ages. In addition to the episcopacy's thousandth anniversary of existence, which was celebrated in 2009, the up-to-datedness of the volume is given by the fact that a year ago Pécs became the European Capital of Culture.

Although the title of the work suggests that the principal emphasis is laid on Church history, while reading the chapters it becomes obvious that crucial questions of mediaeval diplomatic and political relations are encompassed, as well as aspects of social, economic and cultural history. The work has two essential merits.

Firstly, it is based upon many new primary sources, such as recently-found charters, parish records, papal letters, legal treaties and law codes. Secondly, I find it crucial to emphasize that every statement is substantiated by a rich and well-reasoned documentation. With the help of maps, charts and illustrations, which not only aid understanding but also provide additional pieces of information, the reader has a chance to make further observations on the subject.

After a brief introductory chapter, Koszta analyses the events and circumstances, which are considered to be determinant in connection with the foundation of the Episcopate of Pécs. According to him the roots of the diocese date back to Árpád's conquest of Hungary in the 9th century despite the fact that the Catholic conversion in the Southern Transdanubian region started only during the reign of Prince Géza. The process was only accelerated after the marriage of King Stephen I and Gisela of Bavaria. The author devotes a detailed discussion to the life and missionary theories of Bruno of Querfurt, although hardly any details are known about his proselytizing work in Hungary.

Fortunately, the interpolated foundation charter of the Diocese of Pécs – *Episcopatus Quinqueecclesiensis* as it is called in the charter – has been preserved to our time. Thanks to this document we have specific knowledge about the conditions of the new bishopric. The endowment was ceremoniously signed in Győr on 23. August 1009. Besides the territorial extension of the episcopate it also contains the name of the patron saint and the first bishop. At the end of this unit the author touches upon the organization process of the diocese, which was probably completed by the 1040s.

With the fundamental examination of a dazzling array of primary sources, both authors provide a complex overview about the career and ecclesiastical policy of every mediaeval prelate in the diocese. With regard to the early bishops the tendency can be observed that they were of foreign origin. Bonipert, the very first bishop arrived in the Kingdom of Hungary from Italy, and several subsequent leaders of the church district also had foreign roots. Bartholomew, who cultivated a close acquaintance with the monks of Cluny Abbey, was born in Burgundy, while others like William of Koppfenbach or John and Henry of Alben came from the territory of the Holy Roman Empire.

At the beginning of this chapter the reader discovers how the pontiffs in the early 11th century kept on managing the ecclesiastical matters. Certainly, Bishop Saint Maurice continued the propagation of the Christian faith and established a fruitful relationship with the successors of King Stephen. Both Koszta and Fedeles share remarkable findings associated with the influential political roles played by the church leaders.

Most bishops got diplomatic assignments from the kings and popes, which resulted in the fact that they did not spend much time in the episcopal see. Bishop Simeon, as well as Bishop Valentine carried on negotiations in Dalmatia and in Italian city-states, e. g. Rome, Venice or Padua. Moreover, several prelates of Pécs had relations in France, Aragon and in Flanders, too. Certain bishops were involved in the issue of royal charters and participated at the national assemblies. Besides their political activity, mediaeval dignitaries of the Church actively performed military service. In 1278 Bishop Job fought in the King's Army and secured the victory of Rudolf of Habsburg against the Bohemian monarch, Ottokar II. Some members of the prelate in Pécs became enthroned as archbishops of Esztergom, which counted as

the highest dignitary of the Hungarian Church in the middle Ages. In addition to this, Bishop Valentine was incardinated in 1384 by Pope Urban VI.

Apart from the prelates' political career, the two historians devote roughly equal space to describe their activity in connection with their patronage of arts. Due to their studies at the most prestigious universities of that era, the prelates spoke not only Latin or Greek at a proficient level, but also had far-reaching intellectual and artistic connections in many parts of the continent. The first Hungarian attempt to found a university – *studium generale* – under the reign of Louis the Great is linked with the name of William of Koppenbach. Bishop Nicholas I was personally acquainted with Pope Pius II, Janus Pannonius knew the most influential reviewer of the Neoplatonist philosophy, Marsilio Ficino. Janus arranged a well-equipped humanist library as well. George Szatmári had a classical education and with the influential humanist circle he organised in Pécs and thus contributed greatly to the enrichment of the city's mental climate.

The very patient analytical work of Fedeles can be observed in the chapter introducing the setting up and the functioning of the episcopal see. Although only a few primary sources are available about the episcopal chancellery, intriguing discoveries associated with the ecclesiastical court along with the institution of coadjutors are presented. The position of auxiliary bishops became general as early as the 11th century in several bishoprics of the Holy Roman Empire. Among the five known auxiliary bishops in Pécs, George was the first. He worked next to Bishop Valentine of Alsan at the beginning of the 15th century and is peculiar because his tombstone has been preserved to our time.

By means of the vividly descriptive charts integrated into this chapter the reader gains a comprehensive picture about the dates, university degrees and titles together with the benefices of the vicars and suffragan bishops.

Besides the churchmen, Fedeles touches upon the secular members of the episcopal household. Beyond the castellan and the magistrate, we certainly have to count with a garrison of at least 30 soldiers. The number of craftsmen – locksmiths, carpenters, cooks, gardeners, coachmen etc. – must have been relatively high, too.

This study contributes not only to the history of the church authorities, but it also examines the mediaeval development of Pécs. I find this significant because the history of the episcopate and the city were closely interconnected. The main reason for this was that during the reign of Matthias Corvinus the bishops of Pécs obtained the title of being perpetual overseers (*comes perpetuus*) of Baranya County – this way they gained secular power, too. Owing to its fortunate location, Pécs developed much faster than other cities, Esztergom or Bártfa, and grew to be one of the most prosperous Hungarian episcopal centres. It was due to its position of a judicial and administrative centre that national assemblies were held here many times. The author highlights that as many as four monastic orders settled down in Pécs, which also shows the significance of the city. Furthermore, noblemen like Pál Sztárai and Vlad III the Impaler – the infamous *Dracula* – owned immoveable property here.

The reports of Petrus Ransanus confirm that the settlement built up lively economic relations with Vienna, Cologne and the Northern Italian cities. With its two market days each week, Pécs became one of the distributive markets of long-distance trade. Although the sources concerning the number of the city's population are rather sporadic, Fedeles calculates that Pécs could have had approximately five thousand – mainly Hungarian – inhabitants. Apart from the settling of the Ger-

man, Lombardian and Walloon settlers, the author dwells on the economic growth. The importance of the city can be well demonstrated by the number of the local guilds. In the charters, the representatives of numerous branches of industry, such as potters, tanners, fur-dressers, mill-owners and pharmacists can be found.

The book is very useful in terms of the history of the first Hungarian university. Thanks to the contribution of William of Koppenbach and Bartolomeo Piacentini – who was a professor of law at the University of Padua – the university had opened its doors in 1367. However, it was closed as early as the 1390s when Bishop Valentine was in office. In a long argumentation, the author enumerates the possible reasons why this *studium generale* was founded precisely in Pécs and not in the centre of the royal court. In his view, the probable reason for this can be discovered in two interconnected facts. First, the neighbourhood of Baranya County was the most densely-populated region in the Kingdom of Hungary. Second, most of the students enrolled for foreign universities came from this area before the 1360s.

Fedeles examines the organization of the university and leaves no doubt that the Faculty of Law was the most important faculty. Apart from this, a medical school and a Faculty of Humanities operated here as well. After all, the university remained «mangled» because theology was not taught. The most well-known lecturer at the University of Pécs was Galvani di Bologna, but presumably Hermann Lurcz also taught here for a while. Besides mentioning some students by their names, the author puts special emphasis on the fact that the university did not have its own buildings, which indicates that the education took place in churches and in the basilica.

Supported by a considerable amount of bibliography in numerous languages, this book will probably remain the starting-point for subsequent discussions and enquiries into the subject for many years. Besides, it is recommended not only to scholars who deal with Church History on a professional level, but also for general readership with limited knowledge on the development of the Diocese of Pécs during the mediaeval period.

Dóra Czeferner

Pécs

Calvin und Reformiertentum in Ungarn und Siebenbürgen. Helvetisches Bekenntnis, Ethnie und Politik vom 16. Jahrhundert bis 1918. Herausgegeben von FATA, MÁRTA –SCHINDLING, ANTON. Unter Mitarbeit von DROBAC, KATHARINA – KAPPELMAYER, ANDREAS – SCHMIDT, DENNIS. Münster: Aschendorff 2010. XX, 604 S. 55 farb. u. sch/w Abb. 5 Kt. ISBN 978-3-402-11580-0 = Reformationsgeschichtliche Studien und Texte 155.

Im Vorfeld der Gedenkveranstaltungen anlässlich des 500. Geburtstags des Genfer Reformators fand im November 2008 an der Universität Tübingen die in diesem Band dokumentierte Tagung statt. Heinz *Schilling* stellt einleitend „Calvin und [den] Calvinismus in europageschichtlicher Perspektive“ unter besonderer Berücksichtigung des „flüchtlings- und minderheitenkirchlichen Profils des Calvinismus“ dar, lässt allerdings die Entwicklungen im östlichen Europa, in Polen sowie in Ungarn und Siebenbürgen weitgehend außer Betracht. Unter Rückgriff auf die anticalvinistische „Confutatio“ des Bischofs und kroatischen Banus Juraj Drašković (1551) untersucht Jan-Andrea *Bernhard* theologisch „Calvins Wirkung und Einfluss in Ungarn und Siebenbürgen vor 1551“ und geht dabei auf die Studentemigrati-

on aus Ungarn und Calvins Beschäftigung mit Ungarn ein. Tamás Juhász verfolgt die „Entwicklung des Helvetischen Bekenntnisses in Ungarn und Siebenbürgen“ unter dem Bekenntnisaspekt bis ins 20. Jahrhundert, thematisiert dabei aber nicht die ständepolitische Bedeutung der frühneuzeitlichen Konfessionalisierung in Siebenbürgen.

András Szabó schreibt zum Thema „Calvinismus und Ethnie im Reich der Stephanskronen im 16. Jahrhundert“, ohne dabei ausreichend systematisch zwischen dem »königlichen Ungarn«, dem osmanisch beherrschten Teil sowie dem Fürstentum Siebenbürgen mit ihren unterschiedlichen konfessionspolitischen Entwicklungen zu unterscheiden, so dass die auf S. 88 oben beschriebene national-konfessionelle Differenzierung unbedarfte Leserinnen und Leser nur verwirren kann. Eva Kowalskás Beitrag „Das Reformiertentum in Ungarn zwischen Annahme und Ablehnung am Beispiel von Slowaken und Ungarn vom 16. bis 19. Jahrhundert“ beschränkt sich auf das habsburgische Ungarn, also wesentlich auf den Raum der heutigen Slowakei und auf die zum Teil widersprüchlichen Wirkungen von Verfolgung und Toleranz. Sándor Előd Ósz zeigt die „Auswirkungen des Helvetischen Bekenntnisses auf die Rumänen im siebenbürgischen Komitat Hunyad-Zaránd in der Frühen Neuzeit“ und die Haltung der reformierten Kirche im 17. und 18. Jahrhundert. Eine erste „Bildergalerie“ (S. 139-171) zeigt Schriften, Kirchengebäude, Vasa sacra und die Darstellung des Abendmahls in einer ungarischen Kirche auf einem Ölgemälde von István Csók aus dem Jahre 1880. Márta Fata beschließt die Themengruppe „Ethnie und Konfession“ mit einem innovativen Beitrag über die reformierten deutschen Kolonisten in Ungarn, insbesondere in der Batschka, im 18. Jahrhundert.

Zu den „Wegen der Vermittlung“ behandelt Noémi Viskolcz den von der Forschung vernachlässigten, von der Hohen Schule in Herborn kommenden Johann Heinrich Bisterfeld, der – anders als Martin Opitz – die von Fürst Gábor Bethlen eingerichtete calvinistisch orientierte Akademie in Weißenburg (*Gyulafehérvár, Alba Iulia*) nicht nach einem Jahr wieder verlässt, sondern dort ein Vierteljahrhundert von 1639 bis 1655 lehrt. Réka Bozzay zeigt den „Einfluss ehemaliger Studenten der Leidener Universität im 17. und 18. Jahrhundert auf Kultur und Bildung in Ungarn und Siebenbürgen“ durch den Transfer von aus Leiden ausgehenden neuen geistigen Strömungen auf. János L. Győri umreißt aus der Perspektive der calvinistischen Hochschule die „Bedeutung des Reformierten Kollegiums Debrecen für Kultur und Politik Ungarns vom 16. bis zum 19. Jahrhundert“ von der Gründung 1588 über die Blüte unter den siebenbürgischen Fürsten, den Wirkungen der habsburgischen Gegenreformation, die Religionsfreiheit (1791) und Aufklärung, die Beschränkungen nach der Revolution von 1848/1849 und den den Neoabsolutismus bis hin zu den Entwicklungen nach dem österreichisch-ungarischen Ausgleich von 1867. Gábor Sipos umreißt die Bedeutung des 1622 in Weißenburg gegründeten und nach Straßburg am Mieresch (*Nagyenyed, Aiud*) verlegten Reformierten Kollegiums, an dem unter anderem Biesterfeld gelehrt hat, „für die siebenbürgische [ungarische calvinistische] Kultur“ bis ins 19. Jahrhundert, und ergänzt durch Abbildungen Fürst Gábor Bethlens, des – wie Biesterfeld – von der Herborner Hohen Schule gekommenen Heinrich Alstedts und des Kollegiumsgebäudes in Weißenburg und Straßburg (die aktuellen rumänischen Ortsnamen findet man – wie das nützliche Personenregister – im Ortsnamensregister unter der ungarischen Ortsnamensform). Eleonóra Erzsébet Géra zeigt die Rolle des Kaiserswerther Vorbilds

für die karitativen Institutionen der deutschen Reformierten in Ofen-Pest im 19. Jahrhundert auf. Die „Bildergalerie 2“ zeigt Dorf- und Stadtkirchen.

András Péter Szabó („Inhalt und Bedeutung der Widerstandslehre im Bocskai-Aufstand“ [1604/1605]), István M. Szijártó („Die Reformierten und die Frage des ständischen Widerstands im Königreich Ungarn im 18. Jahrhundert“), Péter Zakar („Kossuth – Moses der Ungarn. Das Kossuth-Bild der liberalen Geistlichen mit besonderem Blick auf die reformierten Pfarrer 1848/49“), László Tókéczki („Liberalismus und Reformiertentum zur Zeit des österreichisch-ungarischen Dualismus. Das Beispiel István Tiszas“) und Juliane Brandt („Das Wahlverhalten in den überwiegend reformierten Gebieten des Königreichs Ungarn zur Zeit des Übergangs in die Moderne“) entwerfen ein differenziertes Bild vom »Calvinismus als politische Tradition«: Bei Bocskais gegen Zentralisierung und Gegenreformation gerichteter ständischer Aktion war der Calvinismus nur eine Legitimationslinie. Szijártó betont die Ablösung des ständischen Konfessionalismus durch einen – nicht konfessionell gebundenen – ständischen Konstitutionalismus im Laufe des 18. Jahrhunderts, während Zakar bei der Auswertung von Predigten die Ausweitung des Kossuth-Kultes auf die anderen ungarischen Konfessionen aufzeigt. Tókéczki würdigt den wegen seines Widerstandes gegen das allgemeine und gleiche Wahlrecht und die Gleichberechtigung der Nationalitäten schon zeitgenössisch gescholtenen Tisza als christlichen Liberalen, der durch den Erhalt der bestehenden Ordnung das politische und soziale Gleichgewicht bewahren wollte. Brandt zeigt, dass es keine einfachen Zusammenhänge zwischen Konfession und Wahlverhalten gibt, sondern eher die partei gebundenen Netzwerke, deren Ablehnung, Abhängigkeit und Verflechtung von Kirche und politischer sowie wirtschaftlicher Elite in den letzten Jahren des dualistischen Ungarn bei der Wahlentscheidung ausschlaggebend gewesen sind.

„Fremdbildern und Selbstbildern“ ist der letzte historische Abschnitt vorbehalten. Ulrich A. Wien untersucht die „Wahrnehmung der Reformierten durch die siebenbürgisch-sächsischen Evangelischen im 16. und 17. Jahrhundert“, das heißt, in der Phase der „Formierung des konfessionellen Raums in Siebenbürgen“ [eher wohl *konfessioneller Räume*], dies im Prozess der konfessionellen Abgrenzung der seit 1572 auf die *Confessio Augustana* festgelegten Siebenbürger Sachsen. István Bitskey fasst die in Einzelfragen differenzierte Meinung des ungarischen Jesuiten Péter Pázmány (1570-1637) zur Religionsfreiheit der Calvinisten und Lutheraner zusammen. Botond Kertész resümiert die – letztendlich erfolglosen – Unionsversuche zwischen Lutheranern und Calvinisten in Ungarn 1791-1914, während Hans-Christian Maner in seinem Beitrag „Die Auseinandersetzung rumänischer Historiker mit dem siebenbürgischen Calvinismus im langen 19. Jahrhundert“ sich vor allem auf das Verhältnis zur orthodoxen Kirche konzentriert, wobei der ethno-nationale Aspekt nicht so im Vordergrund stand, wie in den Arbeiten des 20. Jahrhunderts. Zwei Beiträge zum Thema „Calvin heute“ beschließen den sorgfältig redigierten Tagungsband. Der Pfarrer der deutschsprachigen reformierten Gemeinde in Budapest, Zoltán Balog, äußert seine persönliche Sicht „Zur Aktualität des Calvinismus in Ungarn“, während Márta Fata und Máté Millisits anhand von Beispielen aus der schöngestigen Literatur und vor allem der – durch Abbildungen illustrierten – Denkmalkultur „Calvin in der ungarischen Erinnerungskultur“ skizzieren.

Die Leistung des Bandes liegt vor allem in der Vermittlung der ungarischsprachigen Calvinismusforschung in die deutsche Wissenschaftslandschaft, in der sich in den letzten Jahren nur Juliane Brandt systematisch mit dem ungarischen Cal-

vinismus befasst hat. Es fehlen der für das Fürstentum Siebenbürgen (1526-1688) für die Konfessionsbildung entscheidende ständische Aspekt, die Auswirkungen in der Alltagskultur und die Frage einer calvinistischen Lebensform und des interkonfessionellen Zusammenlebens.¹ Ferner wünschte man sich die Anwendung der Methodik der Konfessionalisierungsforschung, bei der nach den politischen Herrschaftsbereichen differenziert untersucht wird, wie etwa bei der »ersten Konfessionalisierung« in der Frühen Neuzeit und der »zweiten Konfessionalisierung« im 19. Jahrhundert. Man vermisst auch die ausreichende Differenzierung zwischen Ungarn und Siebenbürgen mit ihren unterschiedlichen Religionsgesetzen unter den Habsburgern von 1690 bis 1848. Für mit Ungarn sonst nicht befassten Leserinnen und Leser hätte eine Einführung in die hier vorausgesetzten historischen und konfessionspolitischen Rahmenbedingungen die Orientierung in der dargebotenen Fülle der Fakten erleichtert.

Wolfgang Kessler

Viersen

SZABÓ, FERENC: *A Vatikán keleti politikája közéről. Az Ostpolitik színe és visszája* [Die Ostpolitik des Vatikans aus der Nähe. Die Vorder- und die Rückseite der Ostpolitik]. Budapest: L'Harmattan 2012. 353 S. 21 Abb. ISBN 978-963-236-50-84.

Der Verfasser (geb. 1931) ist seit 1953 Jesuit. 1956 verließ er auf Anordnung des Ordens Ungarn, absolvierte seine theologischen Studien in Belgien und in Paris und war von 1967 bis 1992 Leiter der Ungarischen Abteilung des Radio Vatikan. 1992 kehrte er nach Ungarn zurück, wo er seitdem als Redakteur, Schriftsteller und Dozent eine rege Aktivität entfaltet. Während seiner römischen 25 Jahre war er unzählige Male offizieller Dolmetscher ungarischer kirchlicher und staatlicher Besucher im Vatikan, so auch bei Msgr. Casaroli und den Päpsten Paul VI. und Johannes II. Paul. Somit ist er zu einem wichtigen Zeitzeugen der vatikanischen Ostpolitik gegenüber Ungarn geworden.

Sein vorliegendes Buch ist eine umfangreiche Erweiterung und Zusammenfassung seiner früheren Darstellungen über das Thema, vornehmlich seines Aufsatzes, den er zum 70. Geburtstag seines Ordensbruders Imre András 1998 erstellt hat.¹

Szabós Studie ist in fünf Kapiteln gegliedert. Im ersten Kapitel behandelt er in sieben Abschnitten die Auseinandersetzung des Heiligen Stuhles und der Kirche mit dem kämpferisch-atheistischen Kommunismus seit Pius XI. (1922) vornehmlich anhand der französischen und italienischen Fachliteratur. Hier fällt es schon auf, dass Szabó die entsprechende deutsche Fachliteratur außer Acht lässt, vornehmlich die sehr kritische Auseinandersetzung mit der vatikanischen Ostpolitik.² In diesem Abschnitt ist die wichtigste Aussage diejenige über das Abkommen

¹ Vgl. etwa Juliane Brandt: Das Zusammenleben in ethnisch und konfessionell gemischten Siedlungen in Ungarn im Übergang von der Ständegesellschaft zur Moderne. In: Jahrbuch für deutsche und osteuropäische Volkskunde 49 (2007) 37-56.

¹ Ferenc Szabó: Három évtizedes együttműködés Páter Andrással. In: Studia Religiosa. Tanulmányok András Imre 70. születésnapjára. Hgg. András Máthé-Tóth, Mária Jahn. Szeged 1998, 114-124.

² Vgl. Karl-Joseph Hummel: Vatikanische Ostpolitik unter Johannes XXIII. und Paul VI. 1958-1978. München [u. a.] 1999.

von Metz im August von 1962, als die Vertreter des Vatikans im Namen von Johannes XXIII. mit dem Metropolitan Nikodim vom Moskauer Patriarchat eine Vereinbarung getroffen haben: Das II. Vatikanische Konzil beschäftige sich nicht mit dem Kommunismus, es verurteile ihn nicht – als Gegenzug dürfen dann Beobachter des Patriarchates am Konzil in Rom teilnehmen. Somit war der erste wichtigste Stein des Fundamentes der vatikanischen Ostpolitik gelegt: Das Schweigen des Heiligen Stuhles über die Verfolgung der Kirche und der Christen in der Sowjetunion und den sozialistischen Staaten, das Schweigen über die *schweigende Kirche*.

Das zweite Kapitel befasst sich in acht Abschnitten mit der Ostpolitik unter Paul VI. 1963-1978. Hier ist der Verfasser um eine nuancierte Darstellung bemüht, wirft einen kritischen Blick auf die Erinnerungen des Kardinals Casaroli (*Il martirio della pazienza*. Torino 2000), behandelt das Teilabkommen des Heiligen Stuhles mit Ungarn 1964 sowie den ungarischen Kardinalprimas József Mindszenty, vor allem sein Verhältnis zum Apostolischen Stuhl. Er weist auch darauf hin, dass sich Kardinal Casaroli seit 1971 mit den ungarischen kirchlichen Angelegenheiten nicht mehr so intensiv befasste, wie zuvor.

Auffallend ist in diesem Kapitel zunächst die globale Darstellung des Teilabkommens mit Ungarn (S. 112-115). Der Verfasser zitiert und rekurriert auf die gründliche Monographie von Csaba Szabó über die Beziehungen zwischen der Volksrepublik Ungarn und dem Heiligen Stuhl,³ doch vergisst er, darauf hinzuweisen, dass die ungarische Regierung 1990 auf Bitten des Vatikans sämtliche Dokumente des Teilabkommens für 75 Jahre gesperrt hat, so dass wir über die Themen der Verhandlungen noch eine Zeitlang nur oberflächlich informiert sein werden. Tatsache ist – was in einer solchen Studie nicht verschwiegen werden darf –, dass der Heilige Stuhl mit dem Abkommen von 1964 den Status quo der Kirche in Ungarn anerkannte, das heißt, die absolute Kontrolle des Staatskirchenamtes (in Wirklichkeit des Staatssicherheitsdienstes) über die gesamte katholische Kirche Ungarns als eine unabänderliche Tatsache hinnahm.

Auffallend ist auch, wie Pater Szabó die Angelegenheiten des Kardinalprimas Mindszenty behandelt. Zwar betont er, diese sehr empfindliche Frage der vatikanischen Ostpolitik zum Gegenstand seiner kritischen Untersuchung zu machen (S. 21), doch den wichtigsten und kritischsten Punkten der Angelegenheit weicht er aus: Er trifft keine Aussagen über die jahrelangen und gut dokumentierten Verhandlungen und Garantien des Heiligen Stuhles hinsichtlich Mindszentys Exilierung⁴ sowie über die ebenfalls gut erforschte Amtsenthebung Mindszentys,⁵ so vor allem auch über das Versprechen von Papst Paul VI., Mindszenty bleibe Primas von Ungarn.

Das dritte Kapitel schildert in sechs Abschnitten die Ostpolitik des Papstes Johannes Paul II. (1978-2005). Es ist sehr bunt: Es gibt Rekurse auf Pius XI., auf das christliche Europa, auf die Problematik der Vatikanbank, auf die Begegnungen des Verfassers mit Imre Miklós, dem Präsidenten des Ungarischen Staatskirchenamtes, und seine Auseinandersetzungen mit dem ungarischen Bischof József Cserháti.

³ Csaba Szabó: *A Szentszék és a Magyar Népköztársaság kapcsolatai a hatvanas években*. Budapest 2005.

⁴ Vgl. Gabriel Adriányi: *Die Ostpolitik des Vatikans 1958-1978 gegenüber Ungarn. Der Fall Kardinal Mindszenty*. Herne 2003, 64-100.

⁵ Ebenda, 101-136.

Das vierte Kapitel, vier Abschnitte und zwei Anhänge über die Bilanz der Ostpolitik, enthält Ausführungen zur Bulányi-Affäre, zur Meinung von Mindszenty über den Bischof Ottokár Prohászka (1858-1927) und zu kontroversen Auffassungen in der ungarischen kirchengeschichtlichen Forschung.

Das fünfte Kapitel zieht Bilanz vor allem im Zusammenhang mit dem Lebenswerk Mindszentys. Ein Nachwort von Henri de Lubac über den Dialog, eine Bildersammlung, eine Bibliographie und ein Namensverzeichnis schliessen den Band ab.

Eine der wichtigsten Aussagen in diesem Buch findet sich in der Empfehlung des gegenwärtigen Erzbischofs von Kalocsa, Balázs Babel: »Die Ostpolitik des Vatikans war zwar in ihrer Zielsetzung geradlinig, doch in ihrer konkreten Realisierung war sie nicht immer dem Evangelium treu. Die Unfehlbarkeit bezog sich übrigens niemals auf die Kirchenpolitik.« (S. 11-12.) Mit diesem Bekenntnis ändert der ungarische Episkopat offenbar seine bisherige Haltung hinsichtlich der Beurteilung und Handhabung der Frage der vatikanischen Ostpolitik. Denn bisher war die Haltung des Episkopates (mit Ausnahme des Erzbischofs und Titularbischofs Asztrik Várszegi OSB) durch ein eisernes Schweigen beziehungsweise höchstens durch eine lapidare Äusserung über den Vatikan, der mit seiner Ostpolitik die Kirche in Ungarn gerettet habe, gekennzeichnet. Nun scheint der Episkopat zu einer kritischen Auffassung zu gelangen, denn es ist undenkbar, dass sich Erzbischof Babel über den offiziellen Standpunkt des Episkopates hinwegsetzen würde.

Welche richtigen und überzeugend dokumentierten Erkenntnisse vermittelt Pater Szabó? Er schreibt: »Der grundlegende Irrtum, die Illusion der vatikanischen ›Realpolitik‹ bestand in dem Abtriften von der Realität, das heisst, in der Unkenntnis der realen Gegebenheiten beziehungsweise in deren Verschweigen. [...] Die Vertreter des Heiligen Stuhles glaubten nicht den glaubwürdigen Informationen der [ungarischen] Exilanten.« (S. 18-19.) »Die Realpolitik kannte nicht, verschwiegen oder vergaß die Realität der durch die Kommunisten verfolgten oder unterdrückten lokalen Kirchen.« (S. 295.) »Aus den Kompromissen der Ostpolitik zog vor allem jene Seite Vorteil, welche die Kirche verfolgte. Die Kirche musste für das Handeln einen grossen Preis zahlen. Dieser Preis war das Leiden und das Blut der verfolgten Christen. Als ob die Kirche der Diplomatie die Kirche der Märtyrer vergessen hätte.« (S. 196.) Es sei hinzugefügt: Die Vertreter der vatikanischen Ostpolitik haben die leidende Kirche nicht vergessen (vgl. die von Szabó zitierte Bemerkung von Michael Feldkamp, S. 20), sondern sie haben sich viel schlimmer benommen: Sie haben sie ignoriert!

Richtig bewertet Pater Szabó auch die Frage der Bischofsernennungen in Ungarn seit 1964.⁶ Er schreibt: »Die Ostpolitik Casarolis befürwortete die Besetzung der Bischofssitze auch durch beklagenswerte Kompromisse. Als ob die Kirche ohne Hierarchie nicht existieren könnte? Diese klerikale Auffassung widerspricht dem Kirchenbild des II. Vatikanums. Die Kirchenpolitik Casarolis folgte demnach der antiquierten Kirchenlehre, da die Hierarchie dem neutestamentlichen Gottesvolk vorgezogen wurde.« (S. 292-293.)

Zurecht weist der Verfasser auch auf Widersprüche in der vatikanischen Ostpolitik hin, etwa wie der vatikanische Diplomat Luigi Bongianino in Widerspruch zur offiziellen Politik geriet und deswegen aus der Politik entfernt wurde (S. 120), wie sein Nachfolger Giovanni Cheli als ein willfähriger Verhandlungspartner der

⁶ Wobei meist Kollaborateure und Agenten in den Episkopat eingeschleust wurden (vgl. ebenda, 58-59, 129-132, 137-141).

ungarischen Kommunisten gleichsam als kommunistischer Agent nach New York abgeschoben wurde (S. 120) und wie Luigi Poggi, der den Kardinal Casaroli im Wesentlichen vertrat, bei seinen Verhandlungen in Ungarn Naivität verriet und diplomatische Fehlritte beging (S. 120-122).

Auf einige Mängel der Studie wurde schon hingewiesen. Eine Ergänzung ist unerlässlich, nämlich über die Haltung des Verfassers und einiger seiner Jesuitenkollegen hinsichtlich der damaligen vatikanischen Ostpolitik. Als die Konturen der neuen Politik der Päpste Johannes XXIII. und Paul VI. klar wurden, traten einige ungarische Exiljesuiten in das Lager der neuen Richtung über. Dazu gehörten unter anderen Pater Miklós Óry, Pater Imre András und auch Pater Szabó. Sie wurden dann von den ungarischen Exilpriestern (nicht nur im Umkreis von Kardinal Mindszenty) als »Progressive« bezeichnet. Gewiss war Pater Szabó als Leiter der Ungarischen Abteilung des Vatikanrundfunks zur strikten Beachtung der amtlichen Direktiven des Staatssekretariates verpflichtet, die nur offizielle Verlautbarungen ohne Kommentare zuließen (S. 13, 118). Doch zutreffend ist es auch, dass sich Pater Szabó damals damit identifizierte und keine Kritik privater Natur äußerte.

Was Pater Szabó über sich und die in Österreich erschienene Zeitschrift ‚Szolgálat‘ (*Dienst*) schreibt (S. 127-130), ist nur die halbe Wahrheit. Tatsache ist, dass der Herausgeber der Zeitschrift, Pater Óry, die für die Zeitschrift erstellten Manuskripte zuerst dem Staatskirchenamt in Budapest übersandte und sie erst drucken ließ, nachdem von dort die Genehmigung eingetroffen war. So übte das ungarische Staatskirchenamt auch über die im Westen von den Jesuiten herausgegebene Zeitschrift eine Zensur aus (der Schreiber dieser Zeilen kann dies bestätigen, erhielt er doch einen seiner Artikel von Pater Óry mit der Begründung zurück, seine Veröffentlichung sei nicht möglich). Wie weit dann die Nachgiebigkeit der genannten Jesuiten während der vatikanischen Ostpolitik gehen konnte, zeigt ein Aufsatz von Imre András, seit 1962 Direktor des Kirchensoziologischen Instituts in Wien, über die Kirchen und Religionsgemeinschaften im sozialistischen Ungarn. Pater András schreibt dort über alles, nur nicht über die umfassende Kirchenverfolgung.⁷

Szabós Studie ist eine gründliche und interessante, aber sehr persönliche Auseinandersetzung mit dem Thema. Wie er Casarolis und Somorjais Werke bewertet, so ist auch sein Werk eine *apologia sui*.

Gabriel Adriányi

Königswinter

⁷ Emmerich András: Kirchen und Religionsgemeinschaften. In: Ungarn. Südosteuropa-Handbuch. V. Hg. Klaus-Detlev Grothusen. Göttingen 1987, 545-559.